impuls

Magazin des Fachbereichs Soziale Arbeit

2/2015

«Das Unspektakuläre ist das Spektakuläre»
Mit viel Fingerspitzengefühl leitet Sandra Geissler die Schulsozialarbeit der Stadt Bern. ▸ 29

Wie viel Studium für die Soziale Arbeit?
Ein Plädoyer für lebenslanges Lernen – und den Master in Sozialer Arbeit ▸ 14

Berner Fachhochschule

source: https://doi.org/10.24451/arbor.9529 | downloaded: 25.4.2024

Inhalt

Fachbereich
4 Die anspruchsvolle und lohnenswerte Aufgabe der Praxisausbildenden
8 Arbeitsintegration an der BFH
10 «Wenn Du die Kraft hast zu kämpfen: Willkommen!»
14 Wie viel Studium braucht die Soziale Arbeit?
16 News & Infos
17 Gastbeitrag: Soziale Arbeit ist… von Lopetz, Büro Destruct

Soziale Intervention
18 Schreibend die Brühe klären
21 Systemisches Gesundheitscoaching in der Sozialen Arbeit
24 Aktuelles und Weiterbildung

Soziale Organisation
27 «Den Dschungel lichten» – oder: Wie können die ergänzenden Hilfen zur Erziehung optimiert werden?
29 «Das Unspektakuläre ist das Spektakuläre in der Schulsozialarbeit»
32 Aktuelles und Weiterbildung

Soziale Sicherheit
34 Menschen mit psychischen Gesundheitsproblemen – Herausforderungen in der Sozialen Sicherheit
36 Aktuelles und Weiterbildung

Institut Alter
38 Ein Leben für die Kunst
40 Frau Pflegerin kann auch ein Mann sein
42 Menschen mit Demenz profitieren von technisch gestützter Stimulation
47 Weiterbildung

Prof. Dr. Dieter Haller
Abteilungsleiter Master
dieter.haller@bfh.ch

Macht es Sinn, Soziale Arbeit an einer Hochschule zu lehren? Ja, denn der Gegenstand der Sozialen Arbeit – das Leisten von Beiträgen zur Lösung sozialer Probleme – ist komplex und verlangt nach einer intensiven Reflexion, Aufarbeitung und Dokumentation. Hochschulen sind dazu da, dies zu leisten.

Ist die Antwort ebenso klar, wenn wir auf die Aus- und Weiterbildung in Sozialer Arbeit fokussieren?
Die Ausbildung und später die Berufsausübung finden im Dreiecksverhältnis zwischen Studierenden, Praxis und Hochschule statt.
Die Studierenden bzw. die sich weiterbildenden Fachkräfte sind mehrfach gefordert: Zum einen verlangt die Hochschule von ihnen, Wissen aufzunehmen, zu reflektieren und dabei wissenschaftlichen Standards zu genügen. Zum anderen gilt, sobald Sozialarbeitende in der Praxis stehen, die Logik der Institution, z.B. deren Leitbild, vorgegebene Arbeitsabläufe, Zeitdruck usw. Die Institutionen der Praxis sind mit Bezug auf die Frage «Wie viel Ausbildung braucht die Soziale Arbeit?» in einer starken Position. Sie entscheiden über ihre inhaltliche und finanzielle Steuerung mit, wie qualifiziert ihre Fachkräfte sein sollen. Die Hochschulen schliesslich stehen vor der Aufgabe, die passende Bildung anzubieten. Dabei behält sie die ganze Bildungskarriere im Auge: Berufsbefähigung, Spezialisierung und Vertiefung.

Wann funktioniert diese Dreiecksbeziehung?
Wenn Studierende und Fachkräfte ihre Praxiserfahrung ernst nehmen und reflektieren; wenn sie neugierig sind auf die Erfahrung anderer und auf Theorie; wenn sie sich Zeit nehmen, um zu beobachten und zu vergleichen. Wenn Praxisinstitutionen das Mögliche tun, um die Leistungen für ihre Klientel auf hohem Qualitätsniveau zu erbringen, bei gleichzeitiger Sorge um die persönliche und fachliche Entwicklung ihrer Mitarbeitenden; wenn sie laufend in Kontakt zu Hochschulen stehen. Wenn die Hochschulen mit einem Bein in der Praxis stehen; wenn sie passende Impulse für die Bildung der Fachkräfte während deren ganzen Ausbildungs- und Berufskarriere geben; wenn sie das Wissen der Disziplin Soziale Arbeit aufbereiten, systematisieren, dokumentieren und in die Praxis hinaustragen – wie mit der vor Ihnen liegenden Ausgabe des «impuls».

Impressum impuls 2 / 2015

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH, Fachbereich Soziale Arbeit
Erscheinungsweise: 3-mal jährlich
Auflage: 10 400 Exemplare
Redaktion: Denise Sidler Kopp, Brigitte Pfister, Catrina Dummermuth, Marius Schären und Oliver Slappnig
Fotos: Marius Schären, Oliver Slappnig, Mirelys Valdes, Evelyn Bassenge, Alexander Jaquemet und weitere
Layout: Studio Longatti, Biel
Druck: Stämpfli AG, Bern
Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Abonnement: soziale-arbeit.bfh.ch/impuls
ISSN 1661-9412

EFQM Member
Shares what works.

Die anspruchsvolle und lohnenswerte Aufgabe der Praxisausbildenden

Josephine Spicher ist Sozialarbeiterin auf dem Sozialdienst Zulg in Steffisburg. Seit einem Jahr ist sie in der Praxisausbildung tätig.

Sandra Moor ist Sozialarbeiterin auf dem Sozialdienst Zulg in Steffisburg und war zuvor bei Caritas Bern während sieben Jahren als Praxisausbildnerin tätig.

Interview
Caroline Pulver
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
caroline.pulver@bfh.ch

Die Praxisausbildung von Studierenden ist eine vielfältige Aufgabe. Das Interview mit den beiden Praxisausbildnerinnen Sandra Moor und Josephine Spicher zeigt, dass neben Elementen der Wissensvermittlung der Beziehungsaufbau und die Begleitung der Studierenden im Vordergrund stehen.

Josephine Spicher und Sandra Moor, Sie beide engagieren sich in der Praxisausbildung von Studierenden auf dem Sozialdienst Zulg. Wie kam es dazu?

Josephine Spicher: Ich habe meine Praxisausbildung während des Studiums und die Rolle der Praxisausbildnerin selber in sehr guter Erinnerung. Schon damals hat mich die Praxisausbildung fasziniert und so ist mein Interesse dafür entstanden. Es macht mir Freude, Wissen weiterzugeben. Als ich angefragt wurde, mit einer Arbeitskollegin zusammen die Praxisausbildung einer Studentin zu übernehmen, hatte ich sofort Lust auf diese Aufgabe und sagte spontan zu.

Die Praxisausbildung im Bachelorstudium an der BFH

Damit sie optimal auf das Berufsleben vorbereitet werden, absolvieren Studentinnen und Studenten der Sozialen Arbeit während ihres Studiums zwei Praxismodule im Umfang von total ca. 1500 Stunden. Begleitet werden sie in den Organisationen von Praxisausbildnerinnen und Praxisausbildnern. Diese leiten den Lernprozess der Studierenden an und stellen sicher, dass sie die notwendige Unterstützung in den Praxisorganisationen erhalten, um die Ausbildung meistern zu können.

Weitere Informationen zur Praxisausbildung finden Sie unter soziale-arbeit.bfh.ch/praxisausbildung.

Sandra Moor: Hier auf dem Sozialdienst begleite ich aktuell keine Studierenden. Während meiner Zeit als Praxisausbildnerin arbeitete ich noch bei der Caritas Bern. Ich fand es damals sehr schade, dass aufgrund von Platzproblemen in der ganzen Caritas Bern keine Ausbildungsplätze zur Verfügung standen. Ich dachte mir, dass wenigstens bei uns im Flic-Flac-Stellennetz (ein Angebot der Caritas Bern, Anm. d. Red.) ein Praxisplatz angeboten werden müsste. Schliesslich konnte ich in meiner Zeit beim Flic-Flac-Stellennetz die Ausbildung von fünf Studierenden begleiten. Es war mir schon damals sehr wichtig, dass innerhalb von sozialen Organisationen Praxisstellen angeboten werden.

> «In diesem Moment wurde mir bewusst, dass die Art und Weise wie man eingeführt wird, welche Aufgaben man erhält und wie man begleitet wird, während der Praxisausbildung das A und O sind.»
> Sandra Moor

Aber Sie mussten sich zuerst dafür einsetzen, dass überhaupt ein Praxisplatz angeboten werden konnte?

Moor: Ja. Vorher war es aufgrund der engen Platzverhältnisse leider gar kein Thema. Es gab zwar früher bereits einmal einen Praxisplatz in einer anderen Abteilung, aufgrund der fehlenden Büroplätze wurde dieser aber wieder aufgehoben. Ein Kampf war es vielleicht nicht gerade, aber ich musste Pro und Kontra abwägen und weil ich es wichtig fand, dass ein Praxisplatz angeboten wird, habe ich mich dafür stark gemacht.

Frau Spicher hat angesprochen, dass sie ihre eigene Praxisausbildung positiv erlebt hat und so zum Engagement in der Praxisausbildung gekommen ist. Wie kamen Sie, Frau Moor, zur Erkenntnis, dass Praxisausbildung ein wichtiges Thema für Sie ist?

Moor: Bei mir war es etwas speziell. Ich absolvierte mein zweites Praktikum auf einem Sozialdienst. Mitten in meinem Praktikum verstarb mein Praxisausbildner. Das war verständlicherweise eine sehr schwierige Zeit und auf dem Sozialdienst brach das Chaos aus, weil mein Praxisausbildner gleichzeitig der Stellenleiter war. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass die Art und Weise wie man eingeführt wird, welche Aufgaben man erhält und wie man begleitet wird, während der Praxisausbildung das A und O sind. Gerade wenn im Verlaufe der Praxisausbildung etwas Schlimmes passiert. Sie können sich vorstellen, dass das eine sehr herausfordernde Zeit war. So kam ich zur Erkenntnis, dass die Ausbildnerinnen und Ausbildner für das Gelingen der Praxisausbildung entscheidend sind. Mal abgesehen davon, dass die Begleitung von Studierenden eine sehr freudvolle Aufgabe ist.

Frau Spicher, Sie haben erwähnt, dass es Ihnen gefällt Wissen weiterzugeben, weshalb ich darauf schliesse, dass Sie sich auf die Aufgabe der Praxisausbildnerin auch vorbereiten wollten. Wie sah diese Vorbereitung aus?

Spicher: Sehr wichtig und hilfreich war für mich das gesammelte Material meiner Vorgängerinnen. Es waren bereits sehr viele inhaltliche Ideen, Einführungspläne und sogar ein Konzept vorhanden. Dieses habe ich zwar angepasst, aber die Grundbausteine waren vorhanden, was für meinen Start sehr hilfreich war.

«Ein Patentrezept, wie der Theorie-Praxis-Transfer letztlich gelingen kann, gibt es meines Erachtens nicht. Das ist auch für die Praxisausbildenden eine stetige Herausforderung.»
Josephine Spicher

In diesem Sinne war die Praxisausbildung in Ihrem Sozialdienst bereits fest verankert?

Spicher: Ja, das kann man so sagen. Zeitgleich mit der Begleitung meiner ersten Studentin habe ich den Praxisausbildungskurs an der BFH besucht, der für die Vorbereitung ebenfalls nützlich war. Sehr geschätzt habe ich vor allem den Austausch mit anderen Praxisausbildenden innerhalb des Kurses. Auch Teile der Kursinhalte waren sehr hilfreich, zum Beispiel die Erläuterungen zum Bewertungsverfahren oder die Inhalte zum Theorie-Praxis-Transfer. Solche Inhalte und die Supervision, die zeitgleich mit meiner ersten Begleitung lief, waren eine grosse Unterstützung. Die Gelegenheit zum Einzel-Coaching, das Teil des Fachkurses Praxisausbildung ist, habe ich ebenfalls sehr gerne genutzt, weil ich noch keine Erfahrung gemacht hatte mit einem Setting dieser Art.

Auf der Ebene der theoretischen Inhalte des Kurses waren es vor allem die Ausführungen zum Theorie-Praxis-Transfer, die Sie als hilfreich erachteten. Warum schätzen Sie das so ein?

Spicher: Ich habe gemerkt, dass der Theorie-Praxis-Transfer eine der Hauptproblematiken oder eines der Hauptthemen der Praxisausbildung ist. Dieser beschäftigt einen eigentlich während des ganzen Praktikums. Einerseits in Form von Fragen der Studierenden, andererseits auch als Überlegung meinerseits, wie die gelernten Inhalte während des Studiums auf konkrete Situationen übertragen werden können. Die meisten Praxisgespräche beschäftigten sich ebenfalls mit dieser Thematik. Ein Patentrezept, wie der Theorie-Praxis-Transfer letztlich gelingen kann, gibt es meines Erachtens nicht. Das ist auch für die Praxisausbildenden eine stetige Herausforderung.

Frau Moor, bei Ihnen war die Ausgangslage eine andere, weil Sie den Praxisplatz überhaupt erst schaffen mussten. Ich nehme an, dass Ihnen zu Beginn keine bereits bestehenden Unterlagen zur Verfügung standen?

Moor: Ja, genau. Ich musste die Unterlagen zuerst erarbeiten. Auch ich habe zeitgleich mit der ersten Begleitung einer Studentin den Fachkurs Praxisausbildung an der BFH besucht. So konnte ich für die Erarbeitung des Konzeptes einerseits auf Einarbeitungspläne für neue Mitarbeitende der Institution und andererseits auf das Wissen der Dozierenden und Teilnehmenden im Fachkurs zurückgreifen. Die Erarbeitung der relevanten Unterlagen verlief aber doch sehr pragmatisch. Man ist dann einfach mal in die Arbeit mit den Studierenden eingestiegen.

Neben Unterlagen und Konzepten ist die Aufgabe der Praxisausbildnerin auch emotional eine Herausforderung, kann ich mir vorstellen. Haben Sie das ebenfalls so erlebt?

Moor: Ja. Vor allem weil man nicht weiss, wie die Person sein wird, mit der dann so eng und intensiv zusammengearbeitet wird. Gerade die Gespräche, die regelmässig stattfinden, lassen eine grosse Nähe entstehen zwischen Praxisausbildenden und Studierenden.

> «Die Gespräche, die regelmässig stattfinden, lassen eine grosse Nähe entstehen zwischen Praxisausbildenden und Studierenden.»
> Sandra Moor

Spicher: Die emotionale Herausforderung bestand für mich darin, mich von Beginn an auf die Studentin einzulassen und ihrem Prozess trotz des hektischen Alltagsgeschäfts genügend Raum und Zeit zu geben. Doch genau dieser Punkt stellte sich schliesslich als Bereicherung heraus: Die Entwicklung einer Studentin oder eines Studenten während eines halben Jahres so hautnah mitzuerleben, bereitete mir grosse Freude.

Welche Unterstützung erhielten Sie innerhalb Ihrer Organisation für die Tätigkeit als Praxisausbildnerin?

Spicher: Nebst den bereits bestehenden und hilfreichen Unterlagen wurde meine Zusatzaufgabe als Praxisbegleiterin wenn immer möglich bei der Fallverteilung berücksichtigt.

Moor: Ich habe für diese Aufgabe von der Praxisorganisation konkret Arbeitszeit zur Verfügung gestellt bekommen.

Was steht für Sie in der Praxisausbildung im Vordergrund? Welche Aspekte sind wichtig?

Spicher: Die Praxisausbildung erachte ich als ideales Übungsfeld unter realistischen Bedingungen. Bestenfalls finden die Studierenden während dieser Zeit heraus, welche Berufsfelder sie interessieren und welche nicht. Sie haben auch die Möglichkeit, in der Berufsidentitätsfindung Schritte vorwärts zu machen, eigene Grenzen zu erfahren oder zum Beispiel einen eigenen Beratungsstil zu entwickeln.

Welche Vorteile sehen Sie für Ihre Organisation?

Spicher: Die Studierenden können sicherlich ihren Eindruck einer Organisation während der Praxisausbildung verbessern. Gerade für Sozialdienste sehe ich darin einen grossen Vorteil. Im besten Fall führt das Praktikum zu einer Folgeanstellung, und die Organisation hat den Vorteil jemanden einstellen zu können, der bereits Erfahrung mitbringt und die Abläufe kennt. Ausserdem kann die Organisation laufend von Inputs der Studierenden in Bezug auf Theoriewissen, Methodik etc. profitieren.

Fachkurs Praxisausbildung

Der Fachkurs vermittelt die methodisch-didaktische Ausbildung für die Gestaltung und Qualifizierung von Lernprozessen im Rahmen der Praxisausbildung. Er verläuft parallel zum stattfindenden Praxismodul, um so Theorie und Praxis optimal zu verknüpfen.

8 ½ Kurstage und 6 Coachingtermine,
Juli bis November 2015

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: K-SPE-6

CAS Praxisausbildung

Sie qualifizieren sich für die Rolle als Ausbildnerin oder Ausbildner sowohl methodisch-didaktisch als auch fachlich. Der CAS-Studiengang besteht aus dem Fachkurs Praxisausbildung und einem individuell geplanten Aufbauprogramm mit Kursen zu ausgewählten fachlichen Fragestellungen.

24 Studientage, Beginn mit jedem Fachkurs Praxisausbildung

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: C-SPE-2

> «Die Studierenden haben im Praktikum die Möglichkeit, in der Berufsidentitätsfindung Schritte vorwärts zu machen, eigene Grenzen zu erfahren oder zum Beispiel einen eigenen Beratungsstil zu entwickeln.»
> Josephine Spicher

Ebenfalls ein zentraler Akteur innerhalb der Praxisausbildung ist die Hochschule. Welche Erfahrungen haben Sie in der Zusammenarbeit mit der BFH gemacht? Sehen Sie Verbesserungspotenzial?

Spicher: Die Zusammenarbeit mit der Hochschule habe ich als gut erlebt. Es gibt zu Beginn ein Gespräch, das vor allem der Klärung der Ziele dient, was sicherlich wichtig ist. Auch das Auswertungsgespräch zum Schluss erachte ich als sinnvoll. Die Rolle der Hochschule ist insgesamt eine im Hintergrund. Wenn alles gut läuft, ist sie wenig spürbar – und das finde ich gut so. Die Praxisausbildung muss letztlich in den Organisationen stattfinden, da ist es nicht nötig, dass die Hochschule allzu viele Vorgaben macht oder Lerninhalte vorgibt.

Moor: Dem kann ich mich anschliessen. Wenn die Praxisausbildung gut läuft, dann ist es nicht nötig, dass die Hochschule während der Praxisausbildung präsenter ist. Erst bei Schwierigkeiten während der Praxisausbildung muss sie als Ansprechpartner funktionieren. Als ich eine schwierige Situation hatte mit einem Studenten, von dem ich den Eindruck hatte, dass er sich in der Profession der Sozialen Arbeit nicht bewähren wird, waren die Gespräche mit der Hochschule wichtig. Die in Frage gestellte Eignung wurde auch in Rücksprache und mit Hilfe der Hochschule mit dem Studenten thematisiert. Ansonsten stehen während der Praxisausbildung die Tätigkeiten und Lernfelder innerhalb der Praxisorganisation im Vordergrund. Eine aktivere Rolle der Hochschule ist deshalb nicht nötig.

Spicher: Eine wichtige Aufgabe ist die Akquise neuer Praxisstellen. Darin sehe ich eine Hauptaufgabe der Hochschule in der Praxisausbildung.

Welche Herausforderungen sehen Sie in der Zukunft der Praxisausbildung?

Spicher: Eine Herausforderung sind sicherlich die stetig abnehmenden zeitlichen Ressourcen. Um der Aufgabe der Praxisausbildung gerecht zu werden und sich die Inseln des Rückzugs mit den Studierenden immer wieder herausnehmen zu können, sind zeitliche Ressourcen eine wichtige Voraussetzung. Künftig könnte es deshalb auch immer schwieriger werden, ausreichend Praxisstellen für Studierende zu finden.

Moor: Darin sehe ich ebenfalls die Schwierigkeit. Die Ausbildung von versierten Fachleuten der Sozialen Arbeit ist ohne gute Praxisausbildung letztlich nicht gewährleistet. ●

Arbeitsintegration an der BFH

Marius Schären
Kommunikation
marius.schaeren@bfh.ch

Seit Herbst 2014 wird die Cafeteria des Fachbereichs Soziale Arbeit an der BFH von der FONDATION gad STIFTUNG geführt. Die Organisation bietet Integrationsprogramme sowie Ausbildungs- und Arbeitsplätze in unterschiedlichen Berufsfeldern an. Um die Wirksamkeit von Integrationsmassnahmen zu untersuchen, befragen derzeit Forscherinnen und Forscher der BFH Programmteilnehmende mehrerer Anbieter.

Die Cafeteria HalleR liegt im Untergeschoss der Hallerstrasse 10, dem Standort des Fachbereichs Soziale Arbeit. Der Ort scheint wärmer und heller zu sein, seit Ursula Ayer die Leitung im vergangenen Herbst übernommen hat. Dass es für die «mehr gegen 60 als gegen 50»-Jährige nicht einfach ein Job ist wie jeder andere, spüren und sehen alle, die von ihr an der Kasse begrüsst werden. Hinter ihrem Einsatz mit Herz, Leib und Seele steckt auch soziales Engagement – eigentlich gleich in zweifacher Hinsicht.

«Grundsätzlich: Ich liebe Menschen», nennt Ursula Ayer ihre Hauptmotivation, warum sie hier arbeitet. «Mein grösstes Vergnügen ist es, positive Stimmung zu verbreiten. Ich habe das Gefühl, dass der Alltag viel einfacher zu bewältigen ist, wenn das gelingt.» Dieser Antrieb der Cafeteria-Leiterin ist nicht nur eine ideale Grundlage für ihr Wirken im Gastgewerbe. Ursula Ayer ist es auch ein Anliegen, im Beruf soziale Verantwortung wahrzunehmen. So profitieren neben den Kundinnen und Kunden auch die Mitarbeitenden von der Energie ihrer Chefin.

Stiftung mit Schwerpunkt Ausbildung

Ursula Ayer arbeitet für die gad-Stiftung. Diese führt im Kanton Bern neben dem HalleR weitere Gastrobetriebe mit Ausbildungs- und Integrationsplätzen, sozialpädagogische Wohnprojekte, sie bietet Abklärungs- und Qualifikationsprogramme für Arbeitslose an sowie die Motivationssemester für Jugendliche in Thun und Biel. Das Portfolio wird ergänzt durch Beschäftigungs- und Integrationsangebote der Sozialhilfe (BIAS).

Rund 160 Mitarbeitende sorgen dafür, dass jährlich etwa 2600 Personen an einem Programm der Stiftung teilnehmen können, sagt Karen Cotting, Assistentin der Bereichsleitung Gastronomie und BIAS. Ein jüngerer Teil der Stiftung mit eigener Rechtsform ist die gadPLUS AG. Diese unternehmerisch geführte Sozialfirma beruht nach eigenen Angaben weitgehend auf dem Konzept der Dock-Gruppe. Sie bietet in Biel über 100 Arbeitsplätze für Sozialhilfebeziehende an.

Wie Integrationsprogramme wirken

Wie wirksam sind Integrationsprogramme? Auf diese Frage gibt es keine einfache Antwort.
In der Arbeitslosen- und Invalidenversicherung sind Massnahmen zur beruflichen und sozialen Integration etabliert, in den vergangenen Jahren wurden sie auch für die Sozialhilfe immer wichtiger. Wie gut sie wirken, beurteilten bisherige Studien unterschiedlich (vgl. impuls 1/2015, Seite 42). Meist wurde die Wirksamkeit jedoch definiert über eine erfolgreiche Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt, die Beschaffung eines Ausbildungsplatzes oder über die Ablösung von der Sozialhilfe. Die Aussagekraft dieser Indikatoren wird in der Literatur aber in Frage gestellt.

Eine neue Untersuchung der BFH und der Beratungsfirma socialdesign soll weitere Erkenntnisse bringen. Im Auftrag der Kommission für Technologie und Innovation des Bundes finden Befragungen bei fünf Berner Programmanbietern statt. Darunter gehören neben der FONDATION gad STIFTUNG das Kompetenzzentrum Arbeit, der Verein maxi.mumm, das Schweizerische Arbeiterhilfswerk und AMI – Aktive Integration.

Im Rahmen der Studie werden die Programmteilnehmenden zu drei Messzeitpunkten mit einem standardisierten Fragebogen befragt: ein erstes Mal beim Programmeintritt, ein zweites Mal beim Programmaustritt und ein drittes Mal rund ein Jahr nach Absolvierung des Integrationsprogramms. Themen der Befragungen sind die berufliche Situation, die Lebensumstände und die gesundheitliche Situation der Teilnehmenden sowie ihre persönliche Beurteilung der Programme. Vorgesehen sind zudem fünf Gruppendiskussionen. Die Befragungen haben Ende Februar begonnen. Erste Zwischenergebnisse dürften im Herbst bekannt werden.

Ausbildung ist gemäss Karen Cotting ein Schwerpunkt der Stiftung – ob es nun Jugendliche oder Empfängerinnen und Empfänger von Sozialhilfe sind. Die Integration erfolge ressourcenorientiert. Zuerst werde abgeklärt, wo die Fähigkeiten und Interessen der Klientinnen und Klienten liegen. Entsprechend erhielten sie einen Platz in der Logistik, Manufaktur, Administration oder Gastronomie. Die Betreuung sei intensiv – allein schon durch die verschiedenen involvierten Stellen wie Sozialdienste, Schulen oder Erziehungsdirektion, sagt Karen Cotting. «Und häufig ist es auch nicht ganz einfach, weil die Leute oft fehlen.»

Insbesondere in den Berufsfeldern Koch und Service stehen die Chancen auf eine nachhaltige Integration in den ersten Arbeitsmarkt gut. Doch trotz des sozialen Engagements müssen die Projekte letztlich auch finanziell selbsttragend sein, betont Cotting. Im Fall der Cafeteria HalleR wird darauf geachtet, das Angebot für die Kundinnen und Kunden möglichst kostengünstig zu gestalten, dafür aber bei der Infrastruktur dank Occasionsangeboten zu sparen. So wurde beispielsweise fast das gesamte Mobiliar vom vorherigen Betreiber übernommen.

Mit Ursula Ayer arbeiten in der Cafeteria HalleR Doha Sen aus Bangladesch und ein Jugendlicher, der momentan eine Attestausbildung macht. Sen war zuvor im Restaurant Mahamaya in der Länggasse tätig. Das Lokal wurde von der Stiftung übernommen und heisst jetzt «& Söhne».

Doha Sen konnte weiterbeschäftigt werden und kam mit der Übernahme der Cafeteria im vergangenen Herbst an die Hallerstrasse. Der Jugendliche seinerseits gelangte über das Motivationssemester Biel in die Cafeteria. Ihm gefällt die Arbeit in der Gastronomie, er möchte im Sommer eine Lehre als Restaurationsfachmann beginnen.

Reicher Erfahrungsschatz

Mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu arbeiten, war nach vielen Jahren der Tätigkeit mit älteren Menschen für Ursula Ayer ein Bedürfnis. Vor der Cafeteria-Leitung war sie für den ebenfalls von der gad-Stiftung geführten Caritas-Markt in Biel verantwortlich, davor während zehn Jahren für die Bereiche Hausdienst, Wohnen und Anlässe in einer Seniorenresidenz.

Ursprünglich hatte sie eine Pflegeausbildung absolviert und viele Jahre im Spital gearbeitet. Vielfältige Erfahrungen sammelte sie durch Tätigkeiten im Kunstmuseum, in der Mühle Hunziken, in einer Biogenossenschaft, im Wohnungseinrichtungsbereich, in der Betagtenhilfe und bei der Notschlafstelle.

All das hilft wohl dabei, dass sie bei der Antwort auf die Frage nach der grössten Herausforderung in ihrem Job nicht auf Organisatorisches, Führungsfragen oder Handwerkliches eingehen muss. Vielmehr sagt Ursula Ayer nach einem Moment des Überlegens ganz einfach: «Ein Haufen zufriedener Kunden.» ●

Weitere Informationen über die FONDATION gad STIFTUNG:
www.gad.ch

«Wenn Du die Kraft hast zu kämpfen: Willkommen!»

Catrina Dummermuth
Kommunikation
catrina.dummermuth@bfh.ch

Eine Sozialarbeiterin bringt ihre Praxiserfahrungen auf die Theaterbühne: «Formular:CH» gibt Einblick in den Alltag von Sozialarbeitenden und lässt Migrantinnen und Migranten selbst zu Wort kommen. Ein Stück, bei dem das Lachen im Hals stecken bleibt.

«Herzlich willkommen in der Schweiz. Sie haben sich dafür entschieden, in der Schweiz zu leben. Dies bringt viele Veränderungen mit sich. Im Vergleich zu Ihrer Heimat mag Ihnen vieles unvertraut erscheinen.» Mit diesen Worten von Bundesrätin Simonetta Sommaruga aus der Broschüre «Informationen für neu Zuziehende» begrüsst eine Sozialarbeiterin im Theaterstück «Formular:CH» das Publikum.

Die so angesprochenen Zuschauenden werden damit unmittelbar in die Rolle von Migrantinnen und Migranten gedrängt, die sich bei ihrer Ankunft in der Schweiz sogleich mit ersten Auflagen konfrontiert sehen: «Es sind oft die kleinen Dinge des Alltags, die für das Zusammenleben der Menschen wichtig sind. Zum Beispiel: Vielleicht gibt es in Ihrem Haus einen bestimmten Plan, der festlegt, wann welche Familie ihre Kleider waschen kann. Daran müssen Sie sich halten», liest die Sozialarbeiterin weiter vor.

«Willkommen in der Schweiz.»

Regeln gibt es viele in unserem Land – auch im «Kompetenzzentrum der schweizerischen Integrationsindustrie», in dem das Theaterstück spielt. Die hilfesuchenden Migrantinnen und Migranten, die nur virtuell anwesend sind, und auch das Publikum müssen sich durch ein Dickicht an Informationen kämpfen: unverständliche Abkürzungen, eine Unzahl an verschiedenen Anlaufstellen, ein ganzes ABC von Ausweisen.

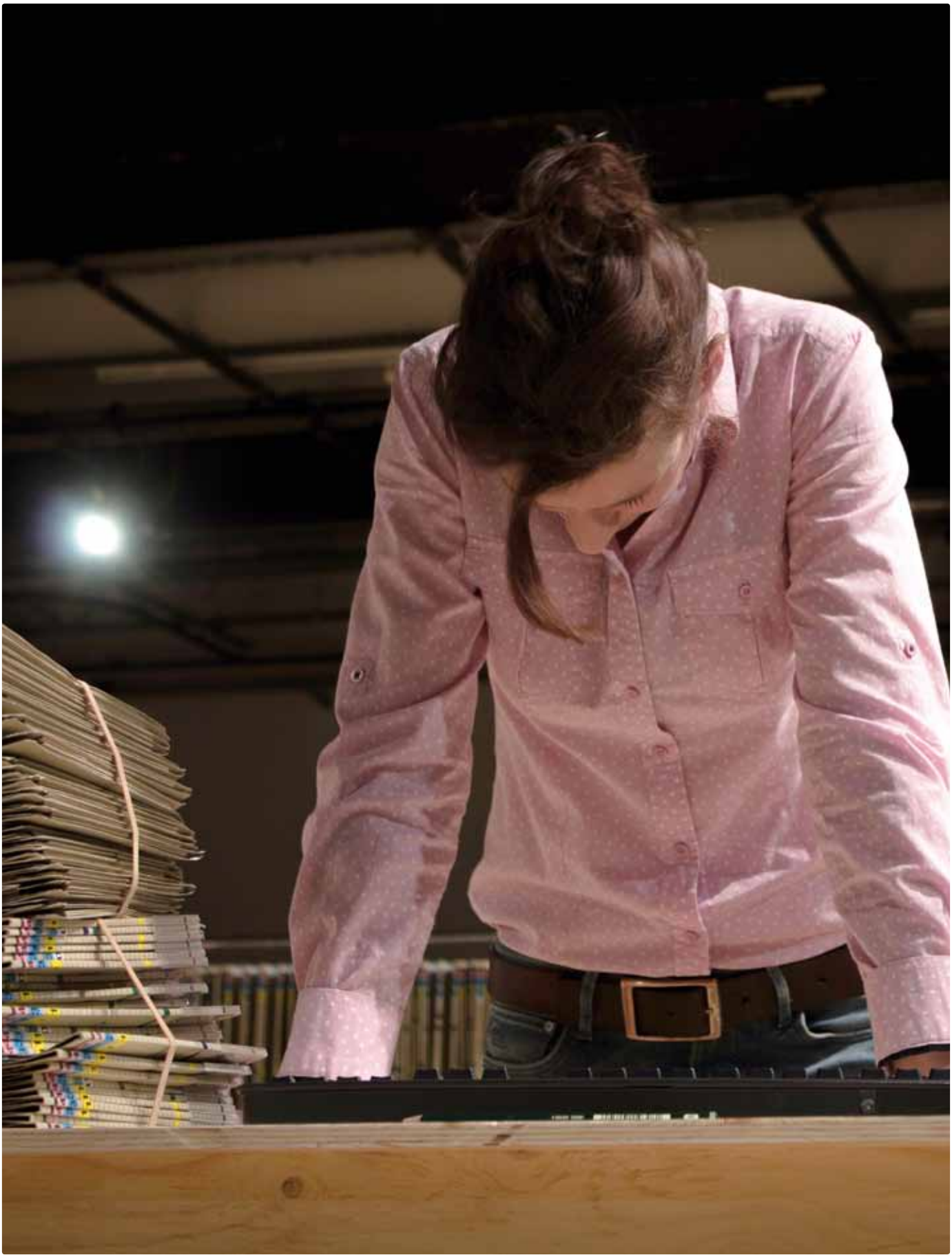
«Wir haben keinen Wert in der Schweiz. Haustiere haben mehr Rechte.»

Alles ist offenzulegen, sogar Weihnachtsgeschenke müssen der Sozialarbeiterin angegeben werden, denn «Ihr Privatleben geht mich etwas an». Und wenn eine Iranerin am Telefon verzweifelt schildert, dass sie das Original ihres Geburtsscheins nicht vorweisen könne, weil sie Angst habe auf die iranische Botschaft zu gehen, dann muss sie eben «beweisen, dass es nicht geht». Regelverstösse sind unvermeidbar und die Sanktionen folgen auf der Stelle. Die Sozialarbeiterin droht auch schon mal mit Strafanzeige.

Unsichtbares sichtbar machen

Die Migrantinnen und Migranten sind auf der Bühne nicht sichtbar. Doch das erklärte Ziel des Stücks ist, «unsichtbare Lebenswelten sichtbar» zu machen, wie dem Pressetext zu entnehmen ist. «Wissenschaftlich fundiert, kritisch und unterhaltsam präsentiert, zeigen wir Geschichten aus dem Alltag dreier Sozialarbeiterinnen. Wir lassen sie in ihrem Kompetenzzentrum in das Leben verschiedenster Menschen eingreifen. Lassen sie an ihren Schreibtischen sitzen, während sie probieren das umzusetzen, was andere ihnen vorsetzen.»

Die Schreibtische sind das zentrale Element des Bühnenbilds. Ausgestattet mit Rollen, und nur ergänzt mit Bürostühlen und Bergen von Akten, bilden sie Dreh- und Angelpunkt des Geschehens. Choreografierte Szenen, in denen die Tische synchron verschoben und ein regelrechtes Stuhlballett aufgeführt wird, symbolisieren die strikt geregelten und starren Abläufe im Alltag der Sozialarbeiterinnen.



Frust und Verzweiflung angesichts der Aktenberge.

Das Publikum kann sich dem Verhör nicht entziehen.

Arroganz und Frust

Die Rollen zwischen den Sozialarbeiterinnen sind klar verteilt. Die Chefin ist in erster Linie darum besorgt, einen Malus abzuwenden. Ihre Mitarbeiterin verkörpert die böse Beamtin, die ihre Vorgaben streng durchsetzt und arrogant im Leben anderer Menschen herumfuhrwerkt. So will sie denn, als ihr der Fall einer Migrantenfamilie mit vielen Kindern zugeteilt wird, als erstes mit der Mutter über Verhütung oder gar eine Unterbindung sprechen – bei einem vergleichbaren Fall einer Grossfamilie aus der Schweiz ist dies selbstverständlich kein Thema.

Die zweite Mitarbeiterin setzt sich ein für ihre Klientinnen und Klienten, versucht ihren kleinen Spielraum auszunutzen und verzweifelt dabei an der Situation. Frustriert knallt sie ihren rollbaren Schreibtisch in den ihrer Kollegin. So entfaltet das bewegliche Bühnenbild seine volle Wirkung.

Die rollbaren Tische ermöglichen es den Sozialarbeiterinnen auch, ganz nah an das Publikum heranzutreten und eine einzelne Person direkt anzusprechen, als wäre sie die Klientin, welche sich der verhörartigen Befragung stellen muss. Die Zuschauerinnen und Zuschauer können sich nicht entziehen.

Nur leicht übertrieben

Das Stück basiert auf Erlebnissen von Kathrin Iten, der treibenden Kraft hinter dem Projekt. Die Szenen seien real, allenfalls leicht übertrieben, betont die ausgebildete Sozialarbeiterin und Schauspielerin. Im Ensemble mit der Regisseurin Christine Ahlborn, der Schauspielerin Karin Maurer und der Tänzerin Tanja Rohrer, ebenfalls Sozialarbeiterin, entwickelten sie das Stück gemeinsam, improvisierten endlose Varianten und änderten noch kurz vor der Premiere einige Details. Jeden einzelnen Satz hätten sie auf seinen Realitätsgehalt abgeklopft und überprüft.

Kathrin Iten war selbst auf verschiedenen Sozialdiensten tätig, lange arbeitete sie mit psychisch kranken, vom Krieg traumatisierten Migrantinnen und Migranten. «Formular:CH» soll Einblick ermöglichen in das «absurde System» des Schweizerischen Asylwesens und die öffentliche Debatte, die oft geprägt sei von medienwirksamen Skandalgeschichten, in eine neue Richtung lenken. Vor allem will das Stück den Migrantinnen und Migranten eine Stimme geben.

«Ihr Privatleben geht mich etwas an.»

Kritik aus dem Off

Ganz bewusst hat Iten jedoch darauf verzichtet, Asylsuchende auf der Bühne spielen zu lassen. Stattdessen sprechen reale Asylsuchende aus dem Off zum Theaterpublikum. Sie prangern das System an – mit drastischen Worten: «Wir haben keinen Wert in der Schweiz. Haustiere haben mehr Rechte.»

Tanja Rohrer, Kathrin Iten und Karin Maurer (von links nach rechts)

Sie fühlen sich behandelt wie Kinder und willkürlich klassifiziert anhand der B-, C- und F-Ausweise. Sie machen deutlich, dass der Willkommensgruss der offiziellen Schweiz so herzlich nicht ist: «Wenn Du die Kraft hast zu kämpfen: Willkommen!»

«Nicht vergessen kritisch zu bleiben.»

Dass diese Kritik von den Betroffenen selbst geäussert wird, ist eine elegante Lösung. Die Figuren auf der Bühne bewerten das Sozialwesen nicht, dadurch vermeidet das Stück den moralischen Zeigefinger. Die Darstellung der Szenen ist Kommentar genug. Erst am Schluss kippt die Stimmung ins Absurde, wenn vor lauter Panik vor dem Malus nicht nur Leistungen aus dem Grundbedarf gestrichen werden, sondern gleich auch noch die Bundesverfassung, die Neutralität und die schweizerische Demokratie.

Realistisch und brutal

Das Premierenpublikum, das mehrheitlich aus der Sozialarbeiterszene stammte, war begeistert. Die gespielten Szenen seien sehr realistisch und authentisch, so der Tenor. Vielen blieb das Lachen im Hals stecken.

Bei einigen Zuschauerinnen und Zuschauern löste das Stück starke Emotionen aus. Es halte einem den Spiegel vor. Man werde Teil des Systems und nehme nicht mehr wahr, was es für die Hilfesuchenden bedeute, mit diesem System konfrontiert zu werden, sagte eine Frau. Es sei brutal, wenn dies einem so deutlich vor Augen geführt werde.

Zwei weitere Frauen hatten vor einem Jahr ihre Stellen auf einem Sozialdienst aufgegeben und fühlten sich von dem Theaterstück in ihrem Entscheid bestätigt. Sie seien sehr froh, nicht mehr an einem solchen Ort arbeiten zu müssen. Die Konfrontation mit der Unmenschlichkeit des Sozialwesens mache ohnmächtig, so ein Zuschauer. Doch viele drückten auch die Hoffnung aus, dass das Stück zum Nachdenken anregt, weil es die Absurditäten des Sozialwesens so deutlich aufzeige. «Es inspiriert mich, nicht zu vergessen kritisch zu bleiben», sagte eine Sozialarbeiterin. ●

DAS.VENTIL

Das Theaterprojekt DAS.VENTIL widmet sich der Verbindung zwischen Theater und Sozialer Arbeit. Dahinter steht die Theaterfrau und Sozialarbeiterin Kathrin Iten. Sie war im Journalismus tätig, arbeitete mit Migrantinnen und Migranten und wirkte als Schauspielerin und Produzentin beispielsweise bei der Jungen Bühne Bern, bei StattLand (Stadtrundgänge in Bern) und als Mitbegründerin des Theater Max mit.

2008 schloss sie das Studium der Sozialen Arbeit an der BFH ab und erwarb danach einen Mastertitel in Human Rights and Socialwork in Berlin (Studiengang gegründet von Silvia Staub-Bernasconi).

Zur Schauspielerin ausbilden liess sie sich unter anderem an der École Philippe Gaulier in Paris. «Formular:CH» ist die erste Produktion von DAS.VENTIL.

www.dasventil.ch

Formular:CH

Die Premiere von «Formular:CH» fand am 30. Januar 2015 im Brückenpfeiler in Bern statt. Es folgten sechs Vorstellungen, die meisten waren ausverkauft. Vom 22. bis 25. Oktober 2015 wird das Stück erneut aufgeführt, wiederum im Brückenpfeiler.

Auf www.dasventil.ch unter «Aktuell» vermittelt ein Trailer zum Theaterstück einen Eindruck.

Spiel:
- Karin Maurer (Schauspielerin, Theaterpädagogin)
- Kathrin Iten (Schauspielerin, Sozialarbeiterin, Diplom an der BFH 2008)
- Tanja Rohrer (Tänzerin, Sozialarbeiterin, Bachelorabschluss an der BFH 2010)
- Stimmen von Migrantinnen und Migranten

Regie: Christine Ahlborn
Bühne: Michael Epp
Licht: Helena Hebing
Produktion: DAS.VENTIL
Unterstützt u.a. von der Fachstelle für Rassismusbekämpfung FRB

Gastspiele: Formular:CH kann gebucht werden. Weitere Informationen erhältlich unter mail@dasventil.ch

Wie viel Studium braucht die Soziale Arbeit?

Prof. Dr. Dieter Haller
Abteilungsleiter Master
dieter.haller@bfh.ch

Dieter Haller, der am Fachbereich Soziale Arbeit viele Jahre in der Forschung tätig war, hat im Herbst 2014 die Leitung der Abteilung Master übernommen. Wider anderer Ansichten ist er überzeugt, dass der Master in Sozialer Arbeit grosses Potenzial bietet: Einerseits zur Entwicklung der einzelnen Fachperson von der Novizin zur Expertin und somit als Ressource für die Praxis, andererseits zur Weiterentwicklung der Disziplin der Sozialen Arbeit.

Zurzeit sind es weniger als 10 Prozent der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die ein Studium Master of Science in Sozialer Arbeit in Angriff nehmen. Für die grosse Mehrheit der Fachkräfte der Sozialen Arbeit scheint es eine zu grosse und nicht rentable Investition in die Berufskarriere zu sein, nochmals gegen 2000 Stunden in die Ausbildung zu investieren. Dieser Umstand könnte auch mit den guten Arbeitsbedingungen für Sozialarbeitende mit Bachelordiplom zusammenhängen: Frisch auf dem Arbeitsmarkt, gehören sie zu den bestbezahlten Fachkräften mit einem Fachhochschulabschluss. Auch gibt es Stimmen, welche die Ausbildungsgänge der Fachhochschulen auf der Masterstufe generell in Frage stellen. So monierte die Bildungskommission von Economiesuisse im Herbst 2014, mit der Einführung von Masterstudiengängen würden sich die Fachhochschulen von der Arbeitsmarktorientierung weg bewegen.

Diese Vorbehalte gegenüber dem Master of Science in Sozialer Arbeit teile ich nicht. In meiner Argumentation gehe ich auf drei eng zusammenhängende Aspekte ein: 1. den Inhalt oder Gegenstand der Sozialen Arbeit, 2. die Rolle ausdifferenzierter Bildung in den Karrieren von Sozialarbeitenden sowie 3. die Bedeutung der Masterausbildung für die Disziplin der Sozialen Arbeit.

Hohe Ansprüche an das professionelle Können

Was charakterisiert Soziale Arbeit? Sie ist erstens eine kommunikative, interaktive Arbeit mit Menschen. D.h. die Fachkraft muss die Kommunikation mit den Unterstützung Suchenden in Gang bringen; sie muss zuhören; sie will Reaktionen beim Gegenüber auslösen, die zur Problemlösung beitragen. Zweitens ist Soziale Arbeit analytisch-diagnostisch. Gleich wie eine Psychologin oder ein Arzt eruieren Sozialarbeitende Fakten, die sie analysieren und zu einem Gesamtbild der Situation verarbeiten und dokumentieren. Drittens ist die Soziale Arbeit mehrfach kontextgebunden: Klientel und Fachkraft sind Teil von Gesellschaft und Institutionen und stehen unter Einfluss von Wertvorstellungen, Gesetzen und Verordnungen. Viertens ist Soziale Arbeit entwickelnd. Auf der Basis der Analyse sowie unter Einbezug des Umfelds werden Lösungen gesucht. Schliesslich – und das ist sehr wesentlich – gestalten Sozialarbeitende Prozesse: Oft muss alles sehr schnell gehen, man muss unter Zeitdruck Entscheide fällen. Andere Problemlagen sind chronifiziert, der Klient bzw. die Klientin leidet, man kommt aber im Unterstützungsprozess über Monate nicht weiter.

Fazit 1: Sozialarbeitende orchestrieren hochkomplexe Leistungen. Sie kommunizieren, analysieren, entwickeln und steuern Prozesse.

In der Praxis der Sozialen Arbeit gibt es durchaus auch einen Anteil einfacher und geregelter Arbeitsabläufe. So sind in einem Sozialdienst die Prozesse der Aufnahme, der Triage, der Leistungsberechnung usw. klar definiert, und auch die Instrumente zur administrativen Fallführung sind vorhanden. Gleiches gilt beispielsweise für den Bereich der Schulsozialarbeit. Auch hier gibt es vorstrukturierte, wiederkehrende Tätigkeiten – etwa die Beratung von Schülerinnen und Schülern oder das Gestalten von Lektionen zu sozialen Themen. Anders gesagt: Ein Teil des Berufsalltags der Sozialen Arbeit kann mühelos von Novizen mit einem Bachelordiplom, das sie «berufsbefähigt», geleistet werden. Novizen kommen aber an ihre Grenzen, wenn sich die Klientin, die sich auf dem Sozialdienst für eine vorübergehende finanzielle Unterstützung anmeldete, als hochkomplexer Fall entpuppt, z.B. als psychisch beeinträchtigte Mutter, vom gewalttätigen Ehemann drangsaliert, seit längerer Zeit überfordert, die Haushaltung mit drei Kindern zu führen. Oder wenn der Schulsozialarbeiter mithelfen sollte, eine Krise in einer Schulklasse zu bewältigen.

Fazit 2: Teils sind in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit vorstrukturierte Arbeiten zu erledigen. Diese können von Neueinsteigenden bewältigt werden. Teils ist rasches, entscheidgeladenes und vernetztes Arbeiten gefragt. Hier passen Fachkräfte mit Berufserfahrung und ausgebildeter Expertise.

Bildung als Impuls für individuelle Expertise

Was prägt die Entwicklung vom Novizen zum Experten, von der Novizin zur Expertin? Neu in die Praxis Einsteigende handeln stark regelgeleitet; sie wenden ihr Wissen und ihre Intuition direkt an. Nach einigen Monaten erlangen sie etwas Sicherheit, da sie erkennen, welche ihrer Handlungen zu Erfolgen und positiver Resonanz führen und welche nicht. Mit umfangreicherer Erfahrung und durch analytische Reflexion erreichen die Fachkräfte nach ein paar Jahren feldspezifische Kompetenzen. Sie sind nun in der Lage, ihre Vorgehensweisen systematisch zu planen. Auf einer nächsten Stufe erlaubt es ihnen ihre Erfahrung, Situationen als Ganzes rasch einzuschätzen und die richtigen Entscheide zu treffen. Expertinnen und Experten handeln sicher, rasch und richtig.

Nach diesem Modell erwerben ausgezeichnete Fachkräfte ihre Auszeichnung im Laufe der Praxisjahre durch einen spezifischen Umgang mit Erfahrung und Wissen. Sie verfügen über besondere Fähigkeiten, Erfahrungen zu reflektieren, das Ergebnis mit Wissen zu verweben und daraus Schlüsse zu ziehen. Dabei spielt Bildung eine wichtige Rolle: Sie bietet inhaltliche Impulse, Orientierungsmodelle sowie Gefässe für die Peer-Auseinandersetzung. Sie wirkt als Katalysator, wenn sie es erleichtert, Erfahrungen zu vergleichen, zu evaluieren und zu dokumentieren.

Fazit 3: Expertin bzw. Experte eines Fachs zu werden, ist ein kunstvoller individueller Bildungsprozess. Das entscheidende Element dabei ist die gewinnbringende Verknüpfung von Erfahrung und Wissen.

Der Master als Vehikel zur Entwicklung der Sozialen Arbeit

Für den individuellen Bildungsprozess bietet der Master of Science den Fachkräften über mehrere Jahre ein kontinuierliches Gefäss der Auseinandersetzung. Der Werdegang Richtung Expertin bzw. Experte kann in der Masterausbildung inhaltlich breit gefördert werden. Dabei ist der Ausbau der Forschungskompetenzen der Studierenden besonders wertvoll. Denn Forschen bedeutet u.a. ein evaluierendes Vergleichen von bestehendem Wissen und eigener Beobachtung und Erfahrung – eine Tätigkeit, welche das Herausbilden von Expertise entscheidend unterstützt.

Erst die Stufe Master of Science rechtfertigt letztlich einen umfassenden kontinuierlichen Forschungsbetrieb der Fachhochschulen, dessen Früchte wiederum in der Lehre genutzt werden können. Erst im Kontext des Masters kann die Soziale Arbeit ihren akademischen Nachwuchs in den eigenen Reihen rekrutieren.

Fazit

Sozialarbeitende, die sich in der Berufspraxis weitere Kompetenzen aneignen, sich vom Novizenstatus über Zwischenstufen zur Expertin oder zum Experten entwickeln, stehen in einem umfassenden Bildungsprozess. Die letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass dabei Weiterbildungsangebote eine wichtige Rolle spielen. Der Master of Science geht noch einen Schritt weiter: Er schult die zur Erlangung von individueller Expertise besonders wichtige Forschungskompetenz. Für die Disziplin der Sozialen Arbeit ermöglicht er die konkrete, wechselseitige Verbindung von Lehre und Sozialarbeitsforschung, die für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als eigenständige Disziplin im aktiven Austausch mit Partnerdisziplinen auf Augenhöhe zentral ist. ●

Fazit 4: Der Master of Science bietet ein grosses Potenzial für die individuelle berufliche Entwicklung – besonders, wenn Studierende auch über Praxiserfahrung verfügen. Die Hochschulen ihrerseits können ihrer Aufgabe, Studierende bei der Aneignung von Expertise zu fördern, erst im Kontext der Masterstufe voll gerecht werden.

Literatur:
- Burri, Anja (2014): Wirtschaftsverbände bremsen die Fachhochschulen. www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Wirtschaftsverbaende-bremsen-die-Fachhochschulen/story/20717904

Mit dem Begriffspar Novize und Experte nehme ich hier Bezug auf den Untertitel eines Buches der Pflegewissenschaftlerin Patricia Benner:
- Benner, Patricia (1994): Stufen zur Pflegekompetenz. From Novice to Expert. Bern: Verlag Hans Huber.

Dieter Haller neuer Leiter der Abteilung Master

Prof. Dr. Dieter Haller ist diplomierter Sozialarbeiter und promovierter Soziologe. Er arbeitete über 20 Jahre in unterschiedlichen Einrichtungen der Sozialen Arbeit, fast zehn Jahre davon in der Stiftung Contact Netz. Seit 2006 arbeitet er an der BFH in Forschung und Lehre. 2014 übernahm er die Leitung der Abteilung Master. Der Forschung wird er sich auch in der neuen Funktion mit Freude widmen.

Lebenslauf und Publikationsliste
soziale-arbeit.bfh.ch/haller

Nächste Infoveranstaltungen

5. Mai, 8. Juni, 7. Juli 2015
Jeweils von 18.00–19.00 Uhr
Hallerstrasse 8, Bern (Raum 233)

Informationen und Anmeldung
www.masterinsozialerarbeit.ch

MASTER IN SOZIALER ARBEIT
BERN | LUZERN
ST. GALLEN | ZÜRICH

Neue Mitarbeitende

Michelle Beyeler
Was ich mag: Unterhaltungen mit spannenden Menschen, gute Argumente, Felsen, Pulverschnee, Jassen
Was ich nicht mag: dogmatische Positionen, Scheuklappen, Humorlosigkeit, Meeresfrüchte, kalte Füsse

Michelle Beyeler ist seit 2015 Dozentin am Fachbereich Soziale Arbeit. Nach Studium und Doktorat in Politikwissenschaft an der Universität Bern war sie an den Universitäten Bern und Zürich sowie am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung tätig. 2013 habilitierte sie in Zürich.

Ruedi Büchler
Was ich mag: Sonne, Wind und das Wasser
Was ich nicht mag: Kürbis und die kalte Jahreszeit

Ruedi Büchler arbeitet seit Dezember 2014 im Hausdienst des Fachbereichs Soziale Arbeit. Zusammen mit Enrico de Pascali ist er verantwortlich für die Infrastruktur und deren Unterhalt und sorgt damit für einen reibungslos funktionierenden Alltag von Studierenden und Mitarbeitenden. Zuvor arbeitete er jahrelang im technischen Dienst des Schlössli Ins.

Alice Schmid-Indergand
Was ich mag: Finden, hüfthohe Bergblumenwiesen, Irritationen, Neues denken, lächelnde Osterhasen, meine Weltreisesandalen, Einmalgebrauchswörter
Was ich nicht mag: kalten Kaffee, Müssen, undichte Zelte, Beengung

Alice Schmid-Indergand unterstützt seit Dezember 2014 als Assistentin der Studiengangsleitung die Administration des Bachelorstudiengangs. Hier kann sie ihre Berufserfahrung aus ihrer früheren Tätigkeit an der Pädagogischen Hochschule in Zürich in der Beratung und Schulentwicklung einbringen. Nebst dem kaufmännischen erlernte sie zwei weitere Berufe: medizinische Masseurin EFA und Kunsttherapeutin.

Barbara Zimmermann
Was ich mag: Sommer, DIE ZEIT (lesen und dazu Kafi trinken), Brass Lorraine, Kondi (das von Haari)
Was ich nicht mag: alles, was das Velofahren in der Stadt beeinträchtigt (Schnee, Eis, Autos, Tramschienen), Menschen, die sagen, «ich bin nicht rassistisch, aber …»

Barbara Zimmermann arbeitet seit Februar 2015 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Soziale Arbeit. Auf dem zweiten Bildungsweg studierte sie Politologie, Sozialpolitik und Gender Studies an den Universitäten Genf, Fribourg und Bern. Sie arbeitete unter anderem im Büro BASS und an der Pädagogischen Hochschule Bern.

BFH-Zentrum Soziale Sicherheit

Viele Aufgabenstellungen erfordern heute interdisziplinäre Lösungen. Um diesen Anforderungen künftig noch besser zu begegnen, bündelt die BFH auf Basis etablierter Forschungsgruppen und Institute Kompetenzen in BFH-Zentren. In den BFH-Zentren werden Antworten auf aktuelle und zukünftige gesellschaftliche und technologische Fragen erarbeitet. Der Fachbereich Soziale Arbeit ist wesentlich am BFH-Zentrum Soziale Sicherheit beteiligt. Dieses beschäftigt sich aus multidisziplinärer Perspektive mit der Absicherung gegen soziale Risiken in den Bereichen Krankheit, Invalidität, Alter, Familie und Kinder, Erwerbslosigkeit, Wohnen, soziale Ausgrenzung. Das Ziel des Zentrums ist es, forschungsbasiert innovative Konzepte zu erarbeiten, welche die Effektivität und Effizienz des Gesamtsystems der Sozialen Sicherheit optimieren.

Die nächste «impuls»-Ausgabe, die im September 2015 erscheint, widmet sich ausführlich dem neuen BFH-Zentrum.

Newsletter

Verkürzen Sie sich die Zeit zwischen den «impuls»-Ausgaben: Abonnieren Sie unseren Newsletter. Der viermal jährlich erscheinende Newsdienst richtet sich an alle thematisch Interessierten, an ehemalige und aktive Studierende, an Medienschaffende und Praxispartner. Unter soziale-arbeit.bfh.ch/newsletter können Sie in den letzten Ausgaben schmökern und sich anmelden.

Alumni

Werden Sie Mitglied! Weitere Informationen finden Sie unter www.soz-bern.ch.

Soziale Arbeit ist…

von Lopetz, Büro Destruct

«Soziale Arbeit beginnt in der Familie.»

Schreibend
die Brühe klären

Andrea Keller
Journalistin
Eidg. dipl. Kommunikatorin (FH),
MA in Art Education
keller@kussmagazin.ch

Prof. Dr. David Lätsch
Dozent
david.laetsch@bfh.ch

Der Volksmund irrt nicht: Man kann sich die Dinge von der Seele schreiben. Ausdruck wirkt befreiend, bereinigend. Dass Schreiben heilsames Potenzial hat, merken auch immer mehr Fachleute in sozialen Berufen: Schreiben ist eine Ressource, die in der Beratung und im Umgang mit Klientinnen und Klienten genutzt werden kann.

Ruth hat gelitten. Ruth hat geschrieben. Im Gespräch verrät Ruth:

«Das Papier trägt mit. Und es hat etwas Klärendes: Manchmal sind diese äussere Welt und mein Innenleben eine dicke Sauce, eine undurchsichtige Brühe. Wenn ich dann aber zu schreiben beginne, erkenne ich die einzelnen Bestandteile. Gefühle werden konkreter, fassbarer. Plötzlich verstehe ich, warum ich verzweifelt bin und was wirklich weh tut.»

Die 51-Jährige war in der Vergangenheit schwer depressiv, hatte mit Existenzängsten zu kämpfen. Ihre Tagebücher sind gezeichnet von der Tinktur dunkler Stunden. Da stehen sie schwarz auf weiss, die Gefühle der Verlorenheit, Verworrenheit, all die Wut und die Ängste. Auch das zermürbende Mantra, immer und zu allem «Nein» sagen zu müssen. Die Mühle des Verbots hatte sich irgendwann in die Seiten gekratzt: «Nein, nein, nein! Du darfst nicht, du sollst nicht, lass das.»

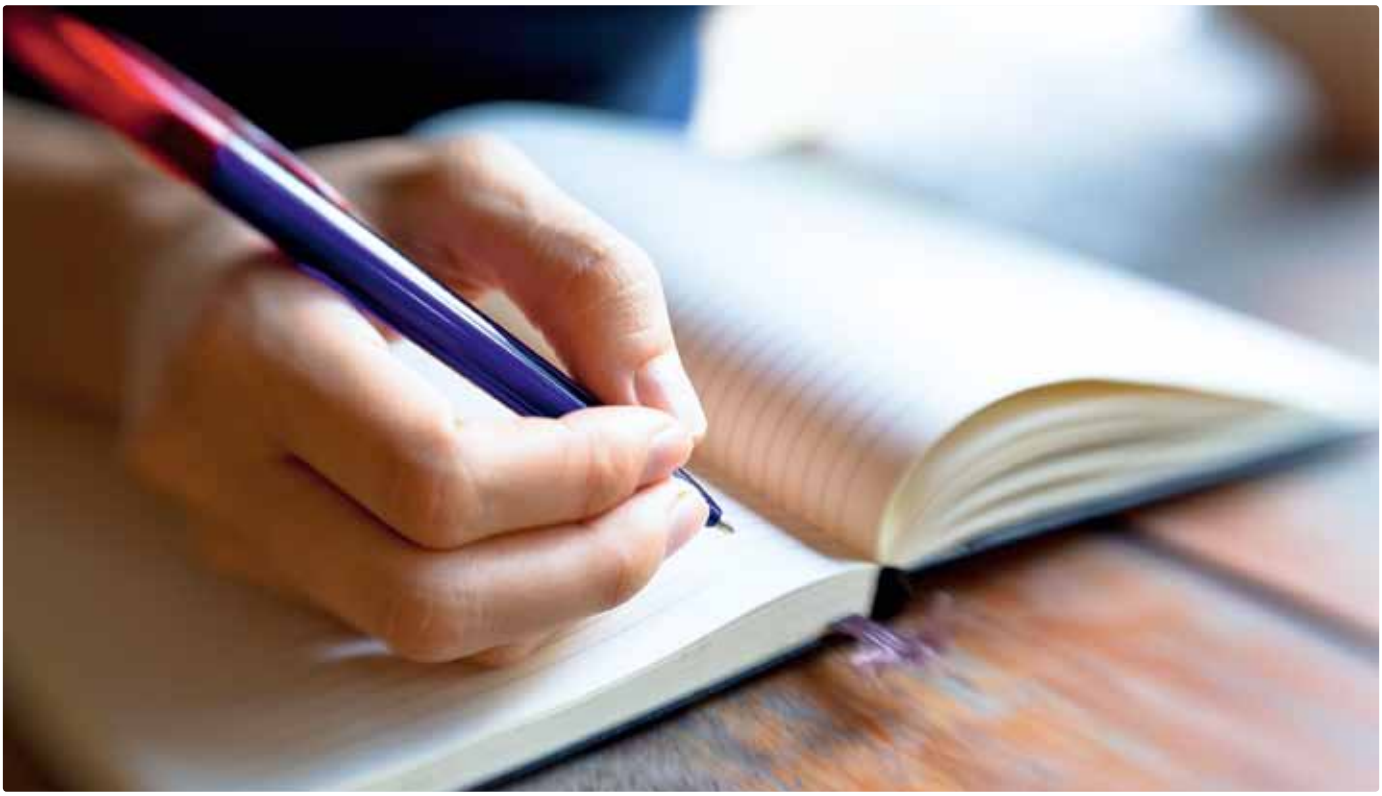
Leben verwundet. Unser Körper ist endlich, die Jugend, die Liebe – nichts lässt sich festhalten, nicht jeder Wunsch geht in Erfüllung und wenige bleiben dauerhaft erfüllt. Irgendwann kommt bei vielen von uns das hinzu, was Fachleute kritische Lebensereignisse nennen: eine Scheidung, der Tod eines geliebten Menschen, der Verlust einer Arbeitsstelle, ein Unfall, eine ernsthafte Erkrankung. Auch bei Ruth war es so. Eines Tages hat sie aufgehört, wie geschmiert zu funktionieren. Es hat geknorzt. Gebremst. Dann die grosse Blockade.

Ruth ist Ruth ist Ruth. Ruth steht für sich selbst und für andere.

Schreiben als Befähigung und Therapie

Was Ruth aus sich heraus und in ihr Tagebuch hinein geschrieben hat, ist keine heitere Geschichte und mag nicht angenehm zu lesen sein. Aber die schriftliche Auseinandersetzung hat ihr dabei geholfen, irgendwie weiter zu machen. Darüber sind sich Vertreterinnen und Vertreter des therapeutischen Schreibens einig: dass Schreiben eine geeignete Methode darstellt, Gedanken zu ordnen und Gefühle zu klären. Dass Schreiben eine Entdeckungsreise zu sich selber sein kann, die Wahrnehmungsfähigkeit fördert und dabei hilft, Konflikte aufzuarbeiten sowie die Persönlichkeit weiterzuentwickeln, einen Schritt über die missliche Lage hinaus zu tun – und noch weiter.

Das klingt euphorisch, missionarisch fast. Sicher: Schreiben ist keine Wunderdroge gegen das Übel der Welt, kein Allheilmittel. Nicht jeder, der schreibt, formuliert sich im Nu gesund. Aber das befreiende Potenzial des Schreibens ist auch keine blosse Erfindung derer, die es gern so hätten. Seit rund 20 Jahren beschäftigen sich Psychologinnen und Psychologen intensiv mit der Wirkung des Schreibens auf die menschliche Psyche. Immer wieder finden sie dabei Effekte: beispielsweise dass es vielen Menschen körperlich und psychisch spürbar besser geht, nachdem sie eine Woche lang jeden Abend eine Viertelstunde über belastende Erlebnisse geschrieben haben. Am besten untersucht und gesichert sind solche Wirkungen für Symptome der Angst und Depression. Es gibt weitere Erfolgsmeldungen und Hinweise: auf ein gestärktes Immunsystem, eine erhöhte Arbeitsfähigkeit, eine gesteigerte Lebenszufriedenheit.



Die Forschung zeigt ferner, dass nicht jede Art des Schreibens wirkungsvoll ist. Potenziell klärend und heilsam ist vor allem der schriftliche Ausdruck von Gefühlen und seine intellektuelle Bändigung: kognitives Etikettieren, wie es in der psychologischen Fachsprache genannt wird. Schreiben bietet die Chance, Gefühle zugleich auszudrücken und sie zu erklären, sie am Faden einer Geschichte aufzureihen und daran festzumachen. Menschen streben danach, ihre Welt zu verstehen. Und beruhigen sich erst, wenn sie es tun. Wer sich seinen Gefühlen schreibend nähert, beispielsweise indem er die Geschichte eines vergangenen Leids oder Unglücks erzählt, stellt Ordnung her. Wer seine Vergangenheit geordnet hat, weiss eher, was er von der Zukunft erwarten kann. Wie er sich dazu stellen soll. Und: Wer sich schreibend den Möglichkeitsraum der Phantasie eröffnet, kann neue Stellungen ausprobieren.

Wenn Schreiben zu Gesellschaft führt

Manche Menschen in schwierigen Lebenslagen machen die Erfahrung, dass sich das Umfeld zurückzieht. Oft zeigen sie diesen Rückzug selbst: Je grösser die emotionale Anspannung, unter der man steht, desto anstrengender kann es werden, mit anderen zusammen zu leben, zu arbeiten oder Dinge zu gestalten. Studien belegen, dass Schreiben – an sich eine zurückgezogene Angelegenheit – zu einer Erweiterung des sozialen Raums führen kann. Schreiben über ein stressreiches Erlebnis verleiht in Gefühlen und Gedanken ein Stück Abstand und Bewegungsfreiheit, macht dadurch im Alltag offener und gewandter. Man übt die eigene Kommunikationsfähigkeit, lernt auszudrücken, was man erlebt, fühlt oder wünscht. Und bringt dadurch seine eigenen Gefühle angemessener ein, erkennt die Gefühle der Anderen genauer.

Natürlich kann Schreiben auch dadurch zu Gesellschaft führen, dass man in Gesellschaft schreibt. Die Caritas Zürich bietet im Sommer 2015 zum dritten Mal eine Schreibwerkstatt für Armutsbetroffene an. Ruth war bei der ersten Durchführung im Jahr 2010 mit dabei, ergriff zusammen mit anderen – und für andere – das Wort. Die Texte, die im Kurs und unter der Leitung von Schriftstellerin Tanja Kummer entstanden, wurden in einer Publikation veröffentlicht (vgl. Literatur).

Ruths Episode trägt den Titel: «Meine reduzierte graue Mäusewelt». Der Text beginnt so:

«Mit der ganzen Menschenmenge, die morgens unterwegs ist, werde ich aus dem Bus gespült und bewege mich im Menschenstrom vorwärts. Zwischen elegant gekleideten Geschäftsleuten, verschlafenen Schülern, pressierten und gestylten Berufsfrauen verschwinde ich auf dem Trottoir. Eigentlich habe ich nichts verloren unter all den Schaffenden, ich werde nirgends erwartet, gebraucht oder bereits vermisst. (...) Es ist mein Morgenritual, diese Fahrt unter den Geschäftigen.»

Schreiben als Ressource in der Beratung

Wie Ruth und andere Armutsbetroffene ihr Schreiben erlebt haben, was dabei geschehen und herausgekommen ist, wird ein Thema des dreitägigen Kurses Schreiben als Ressource in der Beratung sein, der im Oktober und November dieses Jahres an der BFH angeboten wird.

Eine solche Werkstatt ist aber nur eine Möglichkeit von vielen, die in der Beratung und im Umgang mit Klientinnen und Klienten genutzt werden können. Welche weiteren Methoden es gibt, wie man es macht und nicht macht – das soll mit den Teilnehmenden des Kurses erarbeitet werden. Wir beginnen bei den eigenen, persönlichen Schreibbiografien und tasten uns über drei Kurstage vom kreativen zum interessensorientierten Schreiben vor, vom persönlichen Schreiben hin zu konkreten Anwendungsmöglichkeiten im beruflichen Alltag.

Schreiben als Ressource bietet sich auch deshalb an, weil es der Beziehung zwischen Beraterin und Klient neue Türen öffnet: Schreiben braucht Zeit, aber nicht die notorisch knappe Zeit des professionellen Kontakts. Wer Formen des schriftlichen Ausdrucks in die Beratung einflicht, kann das in sie hereinholen, was Klienten ausserhalb der Gespräche beschäftigt. Es versteht sich, dass Klientinnen und Klienten dazu bereit und motiviert sein müssen. Niemand kann und soll zum Schreiben gezwungen werden. Auch deshalb setzt die Nutzung von Schreiben als Ressource in der Beratung Behutsamkeit und fachliches Können voraus. ●

Andrea Kellers Masterarbeit trägt den Titel «Schreiben. Über die Kraft eigener Texte, wenn man's schwer hat» (Zürcher Hochschule der Künste, 2014). Darin sucht und findet sie Gründe, warum es sich gerade für Armutsbetroffene lohnt, ihren Lebens- und Leidenslagen schriftlich zu begegnen.

Der Psychologe David Lätsch hat ein Buch über Schreiben als Therapie geschrieben: eines mit vielen Fragezeichen und einigen Ausrufezeichen. Es heisst «Schreiben als Therapie? Eine psychologische Studie über das Heilsame in der literarischen Fiktion» (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2011).

Weitere Literatur:

- Caritas Zürich (2014): Wohnen – Schreiben. www.caritas-zuerich.ch/p53002241.html
- Caritas Zürich (2014): Wir sind arm. www.caritas-zuerich.ch/p53001522.html
- Pennebaker, James W. (2009): Heilung durch Schreiben. Ein Arbeitsbuch zur Selbsthilfe. Bern: Huber.

Kurs
Schreiben als Ressource in der Beratung

3 Tage, 31. Oktober / 7. und 21. November 2015

Zielpublikum
Fachpersonen aus Sozialer Arbeit, Psychologie, Sozialpädagogik oder verwandten Berufen, die Schreiben als professionelle Methode der Beratung oder Therapie kennenlernen und einsetzen möchten

Dozierende
- David Lätsch, Dr. phil., Psychologe FSP, Dozent BFH
- Andrea Keller, Kommunikatorin FH, Master of Arts in Art Education, Redaktorin Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), Co-Kursleiterin der Caritas Zürich-Schreibwerkstätten für Armutsbetroffene
- Tanja Kummer, Schriftstellerin, eidg. dipl. Erwachsenenbildnerin, Kursleiterin der Caritas Zürich-Schreibwerkstätten für Armutsbetroffene
- Lisbeth Herger, lic. phil. I, Dozentin, Schreibcoach, Biografikerin, Journalistin BR, Autorin und ausgebildete Poesietherapeutin (EAG FPI)

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: K-BER-9

Kleine Geschichte des therapeutischen Schreibens

Schreiben ist nicht nur die Kulturtechnik schlechthin, Sprache und Schrift haben auch eine lange Tradition in der Heilkunst. Dass Worte Wunder wirken und manche Wunden heilen, galt bereits im alten Griechenland. Zu Beginn der Neuzeit wurde Schreiben als Mittel zur Selbstreflexion und -analyse von Philosophen wie Descartes, Kant und Hegel kultiviert. Mit der Renaissance entfaltete sich das Genre des literarischen Tagebuchs. Als weiteres wichtiges Kapitel in der Geschichte des therapeutischen Schreibens kann das Werk Sigmund Freuds verstanden werden. Mitte der 1980er-Jahre brachten die Studien des Sozialpsychologen James W. Pennebaker den Stein empirischer Untersuchungen ins Rollen.

Gesundheitscoaching in der Sozialen Arbeit

Dr. Stephan Theiling
Diplom-Psychologe
stephan.theiling@me.com

Claudia Terrahe-Hecking
Diplom-Sozialarbeiterin
claudia.terrahe-hecking@if-weinheim.de

Gesundheitscoaching fokussiert auf Gesundheitserhaltung. Es umfasst «klassische» Felder wie Ernährung, Bewegung, Stress, aber auch Fragen von Sinnhaftigkeit, Spiritualität, Lebensbalance und persönlicher Lebensqualität. Für systemisch Beratende in der Sozialen Arbeit eröffnet sich hier ein interessantes Tätigkeitsfeld.

Noch gibt es keine rechtlich verbindliche Definition des Begriffs Gesundheitscoaching. Es handelt sich um ein Pilotfeld. Im konventionellen Gesundheitscoaching geht es zumeist darum, konkrete Gesundheitsziele (zum Beispiel hinsichtlich Bewegung, Ernährung, Gewicht) zu erreichen. Dem Gesundheitscoach obliegt hier vielfach die Rolle des Trainers, der die Zielvorgaben anleitet und überwacht.

Veränderte Arbeitswelten mit neuen Risiken

Doch in der sich stark verändernden Arbeitswelt in westlichen Industrienationen genügt konventionelles Gesundheitscoaching nicht. Betriebe müssen mehr um neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werben als umgekehrt und sie müssen sich in den meisten Branchen aktiver als früher bemühen, gute Mitarbeitende in guter Arbeitsfähigkeit an den Betrieb zu binden.

Betriebliche Gesundheitsförderung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf und weitere mitarbeiterfreundliche Investitionen haben Hochkonjunktur, beispielsweise Vertrauensarbeitszeit statt Zeiterfassungsmaschinen, mehr zeitliche und inhaltliche Freiheit.

Höhere Freiheitsgrade bedeuten jedoch auch ein erhöhtes Risiko von Selbstgefährdung und Selbstausbeutung. Zudem erfolgt eine Entwertung von Wissen und Bindungen: Technologische Fortschritte und Beschleunigungsprozesse in der Arbeitswelt gehen mit veränderten Qualifikationsanforderungen einher. Das Wissen und Know-how von heute zählt morgen möglicherweise nicht mehr.

Vertraute Bindungen aus jahrelang konstanten Arbeitsteams werden seltener. Immer mehr Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer arbeiten in mehreren Arbeitskontexten mit unterschiedlichen Kolleginnen und Kollegen an verschiedenen Projekten. Die Folge kann eine erhöhte psychische Belastung sein. Beinahe jeder fünfte Erwerbstätige in der Schweiz erlebt meistens oder immer Stress bei der Arbeit. 18 Prozent der Befragten fühlen sich bei der Arbeit emotional verbraucht, wie das Bundesamt für Statistik 2014 mitteilte.

Dies spiegelt sich in den Anfragen zur Burnout-Thematik, die Beratungsstellen oder andere Einrichtungen der Sozialen Arbeit erreichen. Gezielte Interventionen zur Stressreduktion, mehr sportliche Betätigung und/oder veränderte Ernährung mögen hilfreich sein, reichen aber aus Sicht des Systemischen Gesundheitscoachings nicht aus.

Was heisst gesund?

Ein Systemisches Gesundheitscoaching geht von einem erweiterten Gesundheitsbegriff aus. Dazu wird alles gezählt, was ein Mensch in Bezug auf seine eigenen Lebensziele, seine Werte, seine Leistungsfähigkeit, seine Liebesfähigkeit und seine sozialen Beziehungen als stimmig, erfüllend und energetisierend wahrnimmt.

- Was bringt die Person als seelische und körperliche Voraussetzung mit?
- Welche Ressourcen können genutzt werden?
- Wie ist ihr bisheriger Weg im Umgang mit dem Thema Gesundheit, bzw. Krankheit?

Basis ist dabei das Konzept der Salutogenese. Dieses Modell des Sozialmediziners Aaron Antonovsky beschreibt im Gegensatz zum Modell der Pathogenese die Entstehung von Gesundheit. Es umfasst die Gesamtheit gesundheitsfördernder und -erhaltender Faktoren.

Antonovsky schrieb: «Ich gehe davon aus, dass (...) Ungleichgewicht und Leid inhärente Bestandteile menschlicher Existenz sind, ebenso wie der Tod. Wir alle, um mit der Metapher fortzufahren, sind vom Moment unserer Empfängnis bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir die Kante des Wasserfalls passieren, um zu sterben, in diesem Fluss.» Die Metapher des Flusses bezieht sich auf den «Strom des Lebens».

Individuelle Ressourcen aktivieren

Antonovskys Ausführungen münden in ein Gesundheits-Krankheits-Kontinuum. Passendes Coping bedeutet die Aktivierung der individuellen Möglichkeiten, der individuellen Ressourcen, die der Person und der Situation angemessen und effektiv sind.

Bezogen auf die Flussmetapher lautet eine wesentliche Leitfrage demzufolge: Wie werden Menschen «gute Schwimmer»? Wie können sie ein dauerhaftes, umfassendes und gleichzeitig dynamisches Gefühl des Vertrauens in sich und diese Welt entwickeln? Bestimmt wird dieses Vertrauen wesentlich von den Aspekten Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit einer Situation. Beratende im Systemischen Gesundheitscoaching bedienen sich hierbei eines umfassenden Fragekatalogs.

Mit der Fokussierung auf das Thema Systemisches Gesundheitscoaching bietet sich ein interessantes, innovatives und zukunftsträchtiges Betätigungsfeld für systemisch Beratende in der Sozialen Arbeit. Die BFH bietet ihnen die Möglichkeit, hier zusätzliche Feldkompetenz zu erwerben. ●

Stephan Theiling, Dr. phil., Diplom-Psychologe, Lehrtherapeut am IF Weinheim, Familientherapeut und Systemischer Supervisor (IFW/SG), Gesprächspsychotherapeut und Ausbilder in Klientenzentrierter Psychotherapie (GwG)

Claudia Terrahe-Hecking, Diplom-Sozialarbeiterin, approbierte Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin, Lehrtherapeutin am IF Weinheim, Lehrende Coach und Lehrende Supervisorin und Organisationsberaterin (IFW/SG), Psychotherapeutin (ECP)

Literatur:
- Schweitzer, J., Bossmann, U. (2014): Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als überraschend aktuelle betriebliche Gesundheitsthemen im demografischen Wandel. In: Systeme, 28,1, S. 5–26.
- Lorenz, R. (2004): Salutogenese. Grundwissen für Psychologen, Mediziner, Gesundheits- und Pflegewissenschaftler. München: Reinhardt.

Wie werden Menschen «gute Schwimmer»?

Um im Strom des Lebens gut schwimmen zu können, müssen Menschen Vertrauen in sich und die Welt aufbauen können. Im Systemischen Gesundheitscoaching werden deshalb Fragen zu den Aspekten Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit der aktuellen Situation bearbeitet.

Verstehbarkeit
- Wann tritt «das Problem / die Krankheit» mehr oder weniger auf?
- Was wissen Sie bereits über Ihre «Erkrankung» / Ihre «Gesundheit»?
- Welche Informationen möchten Sie (noch) und wo bekommen Sie diese?
- Was möchten Sie erreichen?
- Wo sehen Sie sich momentan auf dem Kontinuum zwischen den beiden Polen gesund und krank?
- Was sagt Ihr Umfeld zu der Situation?

Handhabbarkeit
- Was brauchen Sie?
- Wer unterstützt Sie?
- Welche Ressourcen/Stärken haben Sie bisher genutzt?
- Wie haben Sie es bisher geschafft (so gut) damit zu leben?
- Was stärkt Sie? Was sind Ihre «Tankstellen»?

Sinnhaftigkeit/Bedeutsamkeit
- Angenommen, Ihre Krankheit wäre über Nacht verschwunden / Ihre Gesundheit hätte sich über Nacht verdoppelt, was würden Sie anders tun, denken, fühlen? Wer würde das in Ihrer Familie als erstes merken?
- Wie haben sich Ihre Beziehungen verändert?
- Welche innere Relevanz hat das Thema für Sie?
- Was ist Ihnen im Leben für die nächste Zeit wichtig?
- Gesetzt den Fall, Ihr Zustand wäre eine Botschaft: Wie würde die Botschaft lauten?

Weiterbildungen an der BFH

Der Fachkurs Systemisches Gesundheitscoaching richtet sich an Fachkräfte der Sozialen Arbeit und des Gesundheitswesens. Im Kurs wird eine systemische Haltung von Coaching auf das Anwendungsfeld von Gesundheit und Krankheit transferiert. Dabei stehen nicht die Vermittlung von Trainings, Schulungen und «Hoheitswissen» zu Gesundheits- bzw. Krankheitsaspekten im Mittelpunkt, als vielmehr eine an den Anliegen und Aufträgen des Coachees orientierte systemische Vorgehensweise. Die nächste Durchführung des 8-tägigen Fachkurses beginnt im März 2016.

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: K-BER-6

Wenn Sie sich für die systemische Sicht- und Arbeitsweise interessieren und eine Weiterbildung zum Themenfeld bio-psycho-soziale Gesundheit besuchen möchten, bietet die BFH auch folgende Fachkurse an:
- Motivierende Gesprächsführung,
  Start im August 2015, Web-Code: K-MET-2
- Neuro-Systemische Beratung,
  Start im November 2015, Web-Code: K-BER-8
- Psychiatrisches Basiswissen für die Systemische Beratung,
  Start Frühjahr 2016, Web-Code: K-BER-5
- Trauma und Beratung,
  Start Juni 2016, Web-Code: K-BER-2

Der Besuch von drei Fachkursen ermöglicht den Erwerb des CAS Systemische Beratung in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. Weitere CAS-Studiengänge führen zum MAS Systemische Beratung in der Sozialen Arbeit.

Kontakt
Prof. Gerlinde Tafel
Studienleiterin
gerlinde.tafel@bfh.ch
Telefon +41 31 848 37 26

Aktuelles

Forschung

Evaluation des Projekts «Herzsprung»

Die Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich hat 2014 das Programm «Beziehungen ohne Gewalt» lanciert. Erstmals in der Deutschschweiz wird dabei im Bereich Schule ein Präventionsprogramm zum Thema Gewalt in Liebesbeziehungen zwischen Jugendlichen durchgeführt. Von März bis Juli 2015 findet das Pilotprojekt «Herzsprung – Freundschaft, Liebe, Sexualität ohne Gewalt» statt. In insgesamt neun Unterrichtsmodulen werden rund 100 Jugendliche aus fünf Schulklassen verschiedener Schultypen in Stadt und Kanton Zürich für die Aspekte und Formen von Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen sensibilisiert. Die Durchführung der Module liegt bei vier erfahrenen Moderatorinnen und Moderatoren.

Die BFH ist beauftragt worden, das Pilotprojekt zu evaluieren. Dafür wird einerseits eine Online-Befragung der Schülerinnen und Schüler durchgeführt und andererseits ein Gruppengespräch mit den Moderatorenteams. Zudem wurde ein schriftliches Raster entwickelt, mit dem die Moderatorinnen und Moderatoren die Durchführung der Module dokumentieren werden. Die Evaluation soll zeigen, ob sich das Programm für die Sekundarstufe sowie in Berufswahlschulen eignet, ob es einen Beitrag zur Förderung eines respektvollen Umgangs in jugendlichen Liebesbeziehungen leisten kann und wo Optimierungsbedarf besteht.

Weiterbildung

Frischer Wind im CAS Kindesschutz

Seit mehreren Jahren kooperieren die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und der Fachbereich Soziale Arbeit der BFH in der Weiterbildung und der Forschung. Nun ist der CAS-Studiengang Kindesschutz beider Hochschulen neu gestaltet worden.

Die Abklärung und Einschätzung des Kindeswohls bleiben wichtige Bestandteile des CAS. Dafür werden die Grundlagen aus den Disziplinen Soziale Arbeit, Psychologie und Recht vertieft vermittelt. Die beiden Fachhochschulen haben gemeinsam ein Instrument zur Abklärung des Kindeswohls entwickelt, das neue Standards setzt. Die Teilnehmenden des CAS werden in die entsprechende IT-Applikation eingeführt.

Aktuelle Themen wie Beratung und Mandatsführung in Zusammenhang mit der gemeinsamen elterlichen Sorge werden neu vertieft. Auch Traumata, ausserfamiliäre Platzierung und Migration sind Themen. Neu vermittelt wird zudem die therapeutische Arbeit mit Gewalt ausübenden Eltern. Orientierungsrahmen bilden weiterhin die Kinderrechte. Die fünfte Durchführung des CAS-Studiengangs Kindesschutz in Bern startet im März 2016.

Weitere Informationen und Anmeldung:
soziale-arbeit.bfh.ch, Web-Code: C-KIS-1

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Beratung		
Fachkurs Psychiatrisches Basiswissen für die Systemische Beratung	neue Daten folgen	K-BER-5
Fachkurs Elterncoaching	neue Daten folgen	K-BER-3
Grundlagen der Systemischen Beratung	8./9./10. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-BER-4
Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	22./23. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-33
Fachkurs Motivierende Gesprächsführung	August 2015 bis Februar 2016	K-MET-2
Schreiben als Ressource in der Beratung	31. Oktober, 7. und 21. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-BER-9
Fachkurs Neuro-Systemische Beratung [neu]	November 2015 bis April 2016	K-BER-8
Fachkurs Systemisch-lösungsorientierte Beratung mit Kindern und Jugendlichen	Februar bis April 2016	K-BER-1
Fachkurs Systemische Kompetenz in Veränderungsprozessen [neu]	Februar bis April 2016	K-BER-7
Fachkurs Systemisches Gesundheitscoaching [neu]	April bis Mai 2016	K-BER-6
Beratungsgespräche	6./7. April und 25./26. Mai 2016, 8.45–16.45 Uhr	K-MET-6
Fachkurs Trauma und Beratung	Juni bis Oktober 2016	K-BER-2

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Case Management		
Fachkurs Case Management	August bis Dezember 2015	K-CM-20
Aufbaukurs Case Management	August 2015 bis Februar 2016	K-CM-21
Kurse zum Thema Kindes- und Erwachsenenschutz		
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	6./7. Mai 2015, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-9
Neues Erwachsenenschutzrecht – Eigene Vorsorge und Massnahmen von Gesetzes wegen	12./13. Mai 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-EKS-8
Berichterstattung in der Mandatsführung: Übungswerkstatt [neu]	29. Mai 2015, 8.45–17.15 Uhr 23. Juni 2015, 8.45–12.15 Uhr	K-KES-11
Kindes- und Erwachsenenschutz: Basiswissen für die Soziale Arbeit	24./25. Juni 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-KES-14
Professionelle Kindeswohlabklärungen – Einführung in ein neues Instrument für die Schweiz (in Kooperation mit der Hochschule Luzern) [neu]	24./25./26. Juni 2015 4./5./6. November 2015	K-KES-1
Neues Erwachsenenschutzrecht – Massschneiderung	17./18. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-KES-6
Kinder anhören	10./11. Dezember 2015, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-2
Feststellung der Vaterschaft, gemeinsame elterliche Sorge, Unterhaltsregelung	14./15. Januar 2016, 8.45–17.15 Uhr	K-REC-12
Fachkurs Koordinatorin/Koordinator im Familienrat – Family Group Conference	Start März 2016	K-KES-15
Kurse zum Thema Mediation und Konfliktmanagement		
Fachkurs Mediation	12 Kurstage, Start mehrmals jährlich	K-MED-1
Gerechtigkeit und Mediation	27./28. April 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-150
Umgang mit Diversity in der Konfliktbearbeitung	11./12. Juni 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-99
Gewaltfreie Kommunikation, Vertiefung	17./18. Juni 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-100
Neurowissen und Hypnosystemik	29./30. Juni 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-135
Umgang mit Macht und Hierarchie	24./25. August 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-84
Einbezug von Kindern in die Mediation	3./4. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-131
Burnout-Konflikte bearbeiten [neu]	7./8. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-146
Auftritt und Wirkung: Gestaltung von Präsenz [neu] (auch für Interessierte ohne Mediationsausbildung offen)	16./17. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-151
Elder Mediation: Recht und Ethik [neu]	17./18. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-149
Umgang mit Sackgassen und Blockaden in der Mediation	21./22. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-143
Kernstücke der Kommunikation in der Mediation	30. September und 1. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-72
Fachkurs Konfliktmanagement	Oktober 2015 bis Juni 2016	K-MED-55
Gewaltfreie Kommunikation, Einführung	15./16. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-66
Mediation in Organisationen	19./20./21. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-9
Grundlagen des Konfliktmanagements (mit PD Dr. Friedrich Glasl)	26./27. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-45
Erfolgreiche Partizipationsprozesse [neu]	29./30. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-147
Eltern-Jugendlichen-Mediation	3./4. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-57
Kurzzeit-Mediation	4./5./6. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-80
Typische Konfliktkonstellationen in Organisationen	19./20. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-47
Emotionen als Tor zum Verständnis	26./27. November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-124
Erfolgreich und effizient verhandeln (auch für Interessierte ohne Mediationsausbildung offen)	2./3./4. Dezember 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-24
Allparteiliches Konflikt-Coaching	10./11. Dezember 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-MED-98
Weitere Kurse für ausgebildete Mediatorinnen und Mediatoren finden Sie unter mediation.bfh.ch		

soziale-arbeit.bfh.ch

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse im methodischen Handeln		
Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten	9./16. Juni 2015, 8.30–16.30 Uhr 13./20. Oktober 2015, 8.30–16.30 Uhr	K-MET-15
Fachkurs Praxisausbildung	Juli bis Dezember 2015	K-SPE-6
Kurs zum Thema offene Kinder- und Jugendarbeit		
Verantwortung für die offene Kinder- und Jugendarbeit in der Gemeinde. Was heisst das?	4. und 11. Mai 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-23
Impulsveranstaltung		
Einführung von Schulsozialarbeit in Gemeinde und Region	8. Mai 2015, 13.45–17.15 Uhr	T-SPE-1
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Ausbildung in Mediation I – Grundlagen	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MED-6
CAS Ausbildung in Mediation II – Vertiefung	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MED-1
CAS Mediative Konfliktintervention	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MET-5
CAS Konfliktmanagement	Einstieg mit dem Fachkurs Konfliktmanagement	C-SOZ-8
CAS Supervision in der Mediation	Einstieg mit dem Fachkurs Supervision in der Mediation	C-MED-8
CAS Case Management	Oktober 2015 bis Oktober 2016	C-CM-1
CAS Systemische Beratung mit Familien, Paaren und Gruppen	August 2015 bis Juni 2016	C-BER-1
CAS Systemische Beratung – Grundhaltungen, Prämissen und Methoden	September 2015 bis Juli 2016	C-MET-3
CAS Systemische Beratung in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit	Einstieg z.B. mit dem Fachkurs Systemisches Gesundheitscoaching	C-BER-2
CAS Praxisausbildung	Einstieg mit dem Fachkurs Praxisausbildung	C-SPE-2
CAS Täterarbeit – Grundlagen	Start September 2015	C-OHT-1
CAS Mandatsführung im Kindes- und Erwachsenenschutz (in Kooperation mit der Hochschule Luzern)	Januar bis November 2016	C-KES-1
CAS Kindesschutz (in Kooperation mit der Hochschule Luzern)	Start März 2016	C-KIS-1
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Case Management	Einstieg jederzeit möglich	D-CM-1
DAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich (nach Abschluss der Mediationsausbildung)	D-MED-1
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich (nach Abschluss des DAS Mediation)	M-MED-1
MAS Systemische Beratung in der Sozialen Arbeit	Einstieg jederzeit möglich	M-BER-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung Weiterbildung Case Management	5. Mai 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-8
Infoveranstaltung Weiterbildung Case Management	25. Juni 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-9
Infoveranstaltung Ausbildung in Mediation und Konfliktmanagement	27. August 2015, 18.00–20.00 Uhr	IW-MED-19
Infoveranstaltung Weiterbildung Systemische Beratung	1. September 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-3
Infoveranstaltung Weiterbildung Systemische Beratung	27. Oktober 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-4

soziale-arbeit.bfh.ch

«Den Dschungel lichten» – Wie ergänzende Hilfen zur Erziehung optimieren?

Dr. Claudia Michel
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
claudia.michel@bfh.ch

Die Kinder- und Jugendhilfe im Kanton Bern ist in Überarbeitung. Vom Regierungsrat beauftragt, wurden die «ergänzenden Hilfen zur Erziehung» einer Analyse unterzogen und erste Handlungsempfehlungen formuliert. An einer Veranstaltung konnten sich Verantwortliche von Sozialdiensten, Kindesschutzbehörden, Jugendstrafbehörden und weiteren Anbietern im ambulanten Bereich informieren und ihre Sichtweisen einbringen.

Andrea Weik im Gespräch mit Peter Saurer

Der Saal des Berner Hotels Ador, in den das Kantonale Jugendamt (KJA) am 11. März eingeladen hatte, war voll. Am umständlich formulierten Titel der Veranstaltung «Wege für ein zukünftiges einheitliches Finanzierungssystem in den stationären und ambulanten ergänzenden Hilfen zur Erziehung» konnte es nicht liegen. Vielmehr brannten Missstände in der Kinder- und Jugendhilfe den Teilnehmenden unter den Nägeln.

Mit ergänzenden Hilfen zur Erziehung sind «Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe zur Unterstützung der elterlichen Erziehungsverantwortung und zur Bewältigung schwieriger Lebenslagen» gemeint. So stand es in den Tagungsunterlagen. Alle Formen der öffentlich finanzierten Erziehung, von der Erziehung in der Pflegefamilie oder in einer stationären Einrichtung bis hin zu ambulanten Angeboten, sind darin zusammengefasst. Entsprechend vielschichtig gestaltet sich das Projekt. Seine Komplexität hat aber auch damit zu tun, dass vier Direktionen und unterschiedliche Verwaltungseinheiten, Gesetzesgrundlagen und Finanzierungssysteme involviert sind. Diese gilt es aufeinander abzustimmen. Mehrere Rednerinnen und Redner betonten in den Begrüssungsvoten, dass es sich um ein ambitiöses und dringend notwendiges Unterfangen handle. Gemäss den Worten von Regierungsrat Christoph Neuhaus geht es gar darum, den «undurchsichtigen Dschungel zu lichten».

Die Sichtweisen der betroffenen Einrichtungen und Anbieter im ambulanten Bereich einbringen

Die Amtsleiterin und Gesamtprojektverantwortliche Andrea Weik führte in den aktuellen Stand des Projektes ein, Stefan Schnurr vom Institut für Kinder- und Jugendhilfe der Fachhochschule Nordwestschweiz ergänzte aus fachlicher Sicht. Die Veranstaltung diente aber vor allem dem Austausch mit den in der Kinder- und Jugendhilfe tätigen Fachpersonen. In vier Foren brachten Heimleitende, Verantwortliche der Familienpflege sowie Anbieter von sozialpädagogischen Familienbegleitungen und Tagesstrukturen die Sichtweise der Leistungserbringer ein. Diejenige der Leistungsbesteller kam von Verantwortlichen aus Sozialdiensten, Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden oder Jugendanwaltschaft. Die Diskussionen verliefen konstruktiv, angeregt, aber auch kritisch. Allen war bewusst, dass Veränderungen notwendig sind, doch war die Sorge vor der ungewissen Zukunft im Raum zu spüren.

Forderung nach Transparenz und Einheitlichkeit

Da war zum Beispiel die berechtigte Forderung nach Transparenz in der ergänzenden Hilfe zur Erziehung. Ein Forum befasste sich explizit mit der Frage, wie Transparenz von Leistung und Kosten in den stationären ergänzenden Hilfen hergestellt werden kann. Erst wenn ein Sozialarbeiter weiss, welche Leistungen zu welchen Kosten zu haben sind, kann er guten Gewissens ein Angebot für ein Kind veranlassen. Heute ist dies nicht immer der Fall, wie ein Sozialarbeiter beim Pausenkaffee berichtete. Er wisse oft nicht, wie sich die Kosten für ein Angebot berechneten. Wenn beispielsweise ein Jugendlicher eine Leistung im Ausland beziehe, habe er kaum Einblick, was die Betreuung alles beinhalte und ob der Preis angemessen sei. Das Reformprojekt schlägt hierzu Massnahmen vor.

Regierungsrat Christoph Neuhaus eröffnete die Tagung.

Die Forderung nach Transparenz ist jedoch ganz grundsätzlicher Natur. Die aktuelle Datenlage über die stationäre Unterbringung von Kindern und Jugendlichen ist ungenügend, im ambulanten Bereiche fehlen fast jegliche Angaben. Der Kanton startet deshalb noch in diesem Jahr mit der Erfassung von Daten, wie die stellvertretende Amtsleiterin Jacqueline Sidler ausführte. Damit soll erstmals ein Überblick über die Angebote für stationäre Unterbringung und ihre Nutzung geboten werden.

Ein weiteres Projektziel ist Vereinheitlichung. Bedarf dazu besteht beispielsweise bei der gesetzlichen Grundlage der Kinder- und Jugendhilfe. Die verschiedenen

Andrea Weik im Interview

In der «impuls»-Ausgabe 3/2015, die im September erscheint, gibt Andrea Weik Auskunft über den Stand des Projekts «Einheitliches Finanzierungssystem in den stationären und ambulanten ergänzenden Hilfen zur Erziehung im Kanton Bern».

Andrea Weik ist Leiterin des Kinder- und Jugendamts des Kantons Bern. Sie trägt die Verantwortung für das Gesamtprojekt.

Markus Loosli, Vorsteher des Alters- und Behindertenamt, erläutert die Situation aus der Sicht der Gesundheits- und Fürsorgedirektion.

Erlasse sind inhaltlich nicht aufeinander abgestimmt, lückenhaft und zum Teil widersprüchlich. Aber die rechtliche Normierung ist nur eine von vielen Dimensionen, die der Harmonisierung bedürfen. Kinder und Jugendliche sollen nicht länger nach körperlicher Behinderung, psychischer Behinderung oder Verhaltensauffälligkeit unterschieden werden. Stattdessen steht das gemeinsame Bedürfnis im Vordergrund: Sie haben einen besonderen Betreuungsbedarf, der von den Eltern nicht oder ungenügend gedeckt werden kann. Vordringlich sollte auch die Belastung der Eltern einheitlich gehandhabt werden. Heute können sie von CHF 900 bis 10 000 pro Monat in die Pflicht genommen werden. Diese Ungleichbehandlung ist stossend, das Projekt strebt eine einheitliche Bemessungsgrundlage an.

Von der Angebots- zur Bedarfsorientierung

Im Kern strebt die Reform eine Orientierung am Bedarf von Kindern und Jugendlichen an. Entwickelte sich in der Vergangenheit die Kinder- und Jugendhilfe mehrheitlich über die Initiativen von Heimen, Pflegefamilien und Tagesstrukturen, so will der Kanton neu die Steuerung übernehmen. Mit Blick auf den Schutz der Kinder und den Unterstützungsbedarf der Eltern haben sich die Leistungen der verschiedenen Anbieter flexibel anzupassen. Es wurde kontrovers diskutiert, wie der Kanton die Aufsicht sinnvollerweise übernehmen kann. Viele Teilnehmende begrüssten im Grundsatz einen starken Kanton, fürchteten sich aber vor zu viel Bürokratie. Obwohl die kantonalen Vertreterinnen und Vertreter betonten, dass der Bedarf zwischen Leistungserbringern, -bestellern und betroffenen Eltern und Kindern definiert werde und der Kanton lediglich über die Gestaltung der Rahmenbedingungen eingreife, war Skepsis spürbar. Jemand mahnte vor «zu engen Korsetts» für Einrichtungen, die keinen Raum für Veränderung und Innovation offen lassen würden. Andrea Weik nahm die Sorge um die konkrete Ausgestaltung der Bedarfsorientierung auf und wird Lösungen in die weitere Projektarbeit einfliessen lassen.

Die Veranstaltung endete in der konstruktiven und angeregten Stimmung, in der sie begonnen hatte. Daniel Iseli von der BFH, der moderierend durch den Anlass führte, fasste die angeschnittenen Diskussionen zusammen. Wohlwollend kritisch sei das Projekt bei den Fachpersonen angekommen. Die Bereitschaft für Reformen und dafür, Veränderungen mitzutragen, ist da. ●

«Das Unspektakuläre ist das Spektakuläre in der Schulsozialarbeit»

Sandra Geissler im Interview
Sandra Geissler ist Leiterin Schulsozialarbeit der Stadt Bern.

Interview
Prof. Daniel Iseli
Dozent
daniel.iseli@bfh.ch

Brigitte Pfister
Kommunikation
brigitte.pfister@bfh.ch

Sandra Geisslers Herz schlägt für die Schulsozialarbeit. Sie ist seit Januar 2014 Leiterin Schulsozialarbeit in der Stadt Bern und erzählt im Interview, wie sie und ihr Team die Schulsozialarbeit professionalisieren. Ein Unterfangen, das Fingerspitzengefühl verlangt.

Sandra Geissler, Sie sind eine Pionierin der Schulsozialarbeit. Sie haben Erfahrungen in verschiedenen Kantonen, an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Funktionen gesammelt, bevor Sie vor etwas mehr als einem Jahr die Stelle als Leiterin Schulsozialarbeit der Stadt Bern angenommen haben. Wie war der Stand der Arbeiten, als Sie angefangen haben?

Sandra Geissler: Kurz bevor ich meine Arbeit aufgenommen habe, wurde das Team um 150 Stellenprozente aufgestockt. Ich führe nun ein Team von 14 Schulsozialarbeiterinnen und Schulsozialarbeitern, die ihren alltäglichen Arbeitsort in den verschiedenen Quartierschulen der Stadt Bern haben. Das ist im Vergleich zu Führungspositionen in herkömmlichen Organisationen sicher ein Unterschied – und zuweilen auch eine Herausforderung.

Das vor meinem Stellenantritt neu überarbeitete Konzept der Schulsozialarbeit Stadt Bern sieht vor, dass Jahresgespräche geführt werden. An diesen Gesprächen nehmen die Schulsozialarbeiterin oder der Schulsozialarbeiter, die Schulleitung und ich teil. Ich war sehr positiv überrascht von der Bereitschaft der Schulen, sich Zeit für diese Gespräche zu nehmen. Sie waren ein toller Einstieg in mein neues Arbeitsfeld. Es gab mir die Gelegenheit, sowohl die Personen als auch die Schulen kennenzulernen. An den Jahresgesprächen wird vor allem die Situation der einzelnen Schulen erörtert und beurteilt, wo die Schulsozialarbeit steht. Ich fasste diese ersten Gespräche zusammen und leitete daraus elf Schlussfolgerungen ab. Diese präsentierte ich den Schulleitungen. So lässt sich rauskristallisieren, welche Entwicklungsschritte in der nächsten Zeit anstehen und wir können Akzente setzen. Das ist eine sehr tolle Arbeit.

Wo sind Ihrer Meinung nach die grössten Entwicklungsschritte nötig?

Die Schulsozialarbeit der Stadt Bern – wie in anderen Orten der Schweiz übrigens auch – war sehr innovativ, die Aufbauarbeit aber an jedem Standort unterschiedlich. Wir haben 14 Schulsozialarbeitsstellen, aber wenig gemeinsame, personenunabhängige Richtlinien. Alle Schulsozialarbeitenden in meinem Team mussten sich vor Ort pionierhaft bewähren. Jetzt geht es darum zusammen weiterzukommen. Das Fazit der Jahresgespräche ist transparent: Im Mittelpunkt unserer Entwicklungsarbeit steht die Stärkung der Kooperation mit den Schulen und den Schulleitungen. Schulsozialarbeit ist nur so gut wie die Kooperation mit den Schulen.

«Schulsozialarbeit ist nur so gut wie die Kooperation mit den Schulen.»

Die Stellenprozente in der Stadt Bern wurden zwar aufgestockt, aber sie sind immer noch relativ bescheiden. In Basel-Stadt beispielsweise kommen auf 80 Stellenprozente 320 Schülerinnen und Schüler. In Bern sind es zirka 800 Schülerinnen und Schüler. Dadurch haben in Bern die Lehrpersonen eine Schlüsselposition. Wenn sie nicht vermitteln und triagieren, hat die Schulsozialarbeit weniger Chancen, dass Kinder und Jugendliche das Angebot nutzen.

Ein zweites grosses Ziel für mich ist es, Prozesse und Strukturen aufzubauen, die personenunabhängig sind. Das heisst, wir müssen Standards entwickeln. Mit Hilfe eines Ampelsystems erarbeiteten wir die ersten Themen-

bereiche für die Definition solcher Standards. Grün bedeutet: Jeder kann frei vor Ort entscheiden; orange: Standards sind im Team zu definieren; rot: Richtlinien sind zu befolgen. Dabei zeigte sich eine grosse Übereinstimmung zwischen der Meinung des Teams und der meinen. Das war das erste Aha-Erlebnis für beide Seiten: Wir sind uns einig. Mit einem «orangen» Thema sind wir dann in eine Retraite gegangen und haben in einer Arbeitsgruppe an Lösungen gearbeitet. Ein Ergebnis daraus ist beispielsweise, dass sich die Schulsozialarbeit allen Eltern der Stadt Bern gleich vorstellt. Alle bekommen denselben Brief und denselben Flyer, wenn ihr Kind in den Kindergarten oder in die erste Klasse kommt. Das klingt nach wenig, ist aber viel. Nun evaluieren wir das und aufgrund dessen definieren wir dann den Standard. Ein Standard kann evaluiert und weiterentwickelt werden. Man kann also Qualität sichern.

Weitere Projekte, zu denen wir Standards definieren wollen, sind Prozesse und Verantwortlichkeiten, Einbezug von Eltern, Datenverarbeitung und methodisches Arbeiten. Bei letzterem Thema haben wir beispielsweise festgestellt, dass die Schulleitungen häufig das Gefühl haben, ein Kind rechtzeitig zur Schulsozialarbeit zu schicken, während bei den Schulsozialarbeitenden eher die Einschätzung vorherrscht, die Kinder kämen zu spät zu ihnen. Das Entwickeln von einfachen Früherkennungsinstrumenten ist daher sehr wichtig. Wir stellen uns ein Kärtchen mit drei Fragen vor. Wenn die Lehrperson alle drei Fragen mit Ja beantwortet, ist es ratsam, die Schulsozialarbeit einzuschalten. Auf der Rückseite des Kärtchens könnte eine Foto der Schulsozialarbeiterin oder des Schulsozialarbeiters und die Telefonnummer platziert sein.

«Wenn du etwas jedes Mal neu erfinden musst, wirst du nicht besser.»

Welche eher langfristigen Ziele stehen für die Schulsozialarbeit an?

Ich würde mir wünschen, dass die Schulsozialarbeit ein eigenständiges Handlungsfeld wird. Dann hat sie ein eigenes Profil und man weiss, was Schulsozialarbeit ist, und was sie nicht ist. Dazu muss sich die Schulsozialarbeit auch öffnen, sich in die Karten schauen lassen und in kritischen Austausch mit Arbeitskollegen, Schulleitungen, Lehrpersonen und anderen Fachstellen treten.

Die Aufbauphase ist gut geglückt. Politisch ist die Schulsozialarbeit gut verankert. Es war die Politik, die sich trotz Spardruck entschieden hat, der Schulsozialarbeit keine zusätzlichen inhaltlichen Projekte zu geben. Das hat mich sehr gefreut. Die Schulsozialarbeit

Sandra Geissler ist Pionierin der Schulsozialarbeit. Sie baute in Reinach im Kanton Basel-Land 2001 die Schulsozialarbeit auf. 2012 war sie im Beratungszentrum Baden für die angeschlossenen Schulsozialarbeiterinnen und Schulsozialarbeiter fachlich zuständig und vertrat die Schulsozialarbeit in der kantonalen Arbeitsgruppe. Seit Januar 2014 ist sie Leiterin der Schulsozialarbeit der Stadt Bern. Sie hat Lehraufträge an mehreren Fachhochschulen der Schweiz.

gewinnt an Profil, wenn sie ihren Auftrag klärt. Unser Kernangebot ist die Beratung. Unser Zusatzangebot sind Projekte – in Zusammenarbeit mit den Schulen. Wir können keine eigenen Projekte aufziehen. Das frisst Ressourcen, ist nicht nachhaltig.

Schulsozialarbeitende können ganz niederschwellig mit Kindern arbeiten, erkennen, wenn eine Gefährdungssituation vorliegt und es etwas Höherschwelliges braucht. Gleichzeitig hat die Schulsozialarbeit keine Kompetenzen. Wir sind nicht die abklärende Stelle. Wir erkennen, was es braucht, ohne es selber zu machen. Da kann man sich persönlich natürlich nicht sehr profilieren. Das Unspektakuläre ist das Spektakuläre in der Schulsozialarbeit.

«Die Schulsozialarbeit gewinnt nicht an Profil, wenn sie hunderttausend Dinge macht.»

Welche Kompetenzen muss jemand mitbringen, um ein guter Schulsozialarbeiter bzw. eine gute Schulsozialarbeiterin zu sein?

Die Leute müssen gut sein in der Auftragsklärung. Das ist mir sehr wichtig. Dann müssen sie lernbereit und motiviert sein und es müssen Personen sein, die die Schulen zu Kooperation anregen und gute Fragen stellen können. Es braucht Leute, die gemeinsam mit anderen involvierten Personen Risiko- und Schutzfaktoren abwägen und einen Weg in echter Kooperation entwickeln können. Das ist für alle Beteiligten anspruchsvoller als Alleingänge, zum Teil auch zeitaufwändiger, aber in jedem Fall professioneller. Eine sehr gute Qualifikation für eine Tätigkeit in der Schulsozialarbeit finde ich eine Aus- oder Weiterbildung in Systemischer Beratung. ●

Sandra Geissler empfiehlt

Andrea Hauri und Marco Zingaro:
Kindeswohlgefährdung erkennen in der sozialarbeiterischen Praxis. Leitfaden Kindesschutz.
Bestellbar bei der Edition Soziothek:
www.soziothek.ch

«Die Inhalte dieses Leitfadens kann ich für die Schulsozialarbeit fast 1:1 übernehmen.»

Expertise im Aufbau und der Weiterentwicklung von Schulsozialarbeit

Sie wollen die Schulsozialarbeit einführen, reorganisieren oder weiterentwickeln? Die BFH bietet Ihnen ein umfassendes Dienstleistungsangebot und fundiertes Fachwissen in den folgenden Bereichen:

- Bedarfsanalysen, Konzeptentwicklung und Einführung Schulsozialarbeit an Volks- und Berufsfachschulen
- Unterstützung von Führungskräften bei Aufbau und Reorganisation
- Beratung und Unterstützung in Kooperations- und Koordinationsfragen
- Massgeschneiderte Inhouse-Schulungen für alle Beteiligten
- Evaluation von Projekten und regulären Angeboten der Schulsozialarbeit

Kontakt
Prof. Daniel Iseli
daniel.iseli@bfh.ch
Telefon +41 31 848 36 64

Aktuelle Zahlen Kanton Bern

Die Berner Erziehungsdirektion hat für das Schuljahr 2013/2014 erstmals und rückwirkend Beiträge an die Personalkosten der Schulsozialarbeit ausgerichtet. Aus den Erhebungen der Direktion geht hervor, dass bereits die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler im Kanton direkten Zugang zur Schulsozialarbeit haben und zwar gleichmässig verteilt auf alle Stufen. 32 Gemeinden führen ein entsprechendes Angebot, weitere 28 Gemeinden beteiligen sich im Rahmen einer regionalen Lösung. Gemäss Stellenangaben werden dabei im Durchschnitt 62 Prozent der Arbeitszeit für Beratungen aufgewendet, 17 Prozent für Präventionsaufgaben und 10 Prozent für Vernetzungsaufgaben. Als Anlässe für den Kontakt mit der Schulsozialarbeit werden an erster Stelle Konflikte und Beziehungsprobleme angegeben, es folgen Erziehungsschwierigkeiten und familiäre Probleme sowie gesundheitliche und Entwicklungsfragen. Eine 100-Prozent-Stelle ist durchschnittlich für 889 Schülerinnen und Schüler zuständig.

Die Erziehungsdirektion wird im Frühling 2015 auf ihrer Webseite weitere Ergebnisse veröffentlichen:
www.erz.be.ch/schulsozialarbeit

Aktuelles

Forschung

Evaluation Schulsozialarbeit: Neue Publikation

Im August 2012 wurde in den Gemeinden Bleiken, Herbligen/Brenzikofen, Linden und Oberdiessbach die Schulsozialarbeit in einem dreijährigen Projekt eingeführt. Zwei Jahre nach Beginn des Projekts untersuchte die BFH, ob und inwiefern die Projektziele erreicht wurden. Nun liegt der Schlussbericht vor.

Pfiffner, Roger & Grieb, Manuela (2014): Evaluation Projekt Schulsozialarbeit Bleiken, Herbligen/Brenzikofen, Linden und Oberdiessbach – Schlussbericht.

Der Schlussbericht steht zum Download bereit unter soziale-arbeit.bfh.ch/forschung > Publikationen Soziale Organisation

Projekt zu Schulsozialarbeit mit Unterstützung des Nationalfonds

Vor dem Hintergrund neuer Herausforderungen für die Schulen und der zunehmenden Etablierung der Schulsozialarbeit stellen sich im schulischen Alltag neue Anforderungen an die Zusammenarbeit verschiedener Berufsgruppen. Die BFH beforscht in Zusammenarbeit mit der PH Bern die bestehenden Kooperationsformen zwischen Schulsozialarbeitenden, Schulleitungen, Lehrpersonen und ausserschulischen Einrichtungen der Jugendhilfe und fragt nach deren Folgen für die Nutzerinnen und Nutzer der Schulsozialarbeit. Mit dem Projekt «Kooperationsformen und Nutzungsstrukturen in der Schulsozialarbeit» wird die Grundlagenforschung zur Schulsozialarbeit in der Schweiz vorangetrieben. Ziel ist es, den beteiligten Akteuren Orientierungswissen bereitzustellen und dazu beizutragen, das schulsozialarbeiterische Handeln zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Das Projekt wird vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt. Es beginnt 2015 und endet voraussichtlich 2017.

Weitere Informationen unter soziale-arbeit.bfh.ch/forschung > Laufende Projekte > Soziale Organisation

Schulsozialarbeit Steffisburg

In Steffisburg wurde die Schulsozialarbeit im Frühjahr 2010 als dreijähriges Testprojekt eingeführt. Seit 2013 ist sie ein reguläres Angebot. Die BFH hat Anfang des Jahres den Auftrag erhalten, die Schulsozialarbeit Steffisburg im Jahr 2015 zu evaluieren, Wirkungen aufzuzeigen und Optimierungspotenziale zu identifizieren.

Dienstleistungen

Beratung von Gemeinden und Regionen

Die BFH begleitet und berät zurzeit folgende Vorprojekte zur Einführung von Schulsozialarbeit:

- Kander- und Engstligental: Gemeinden Adelboden, Frutigen, Kandergrund und Kandersteg
- Gemeinde Saanen
- Schulhotels von «hotelleriesuisse» (Berufsfachschulen der gastgewerblichen Berufsbildung)

Im Dezember 2014 beschlossen Stadt und Schulverband Nidau (Nidau, Bellmund, Hermrigen, Ipsach, Jens, Merzligen und Port), an den Schulen Nidau ein Schulsozialarbeitsangebot aufzubauen. Das Konzept dazu wurde von der BFH entwickelt und sieht die Schaffung von zwei Stellen auf das Schuljahr 2015/2016 vor.

Vom Sozialdienst Kirchberg zum Regionalen Sozialdienst Untere Emme

Die BFH hat von 2012 bis Ende 2014 die Entwicklung des kommunalen Sozialdienstes Kirchberg zum regionalen Sozialdienst in verschiedenen Teilprojekten mit Dienstleistungen unterstützt. In einem ersten Schritt wurde ein Analysebericht als Entscheidungsgrundlage für die Gemeinden erarbeitet. Der Bericht beinhaltete eine Umfeld- und Betriebsanalyse, ein Benchmark mit benachbarten Sozialdiensten, die Prüfung und Bewertung möglicher Organisationsmodelle sowie das Grobkonzept für die Regionalisierung. Nachdem sich 2013 alle Gemeinden für den Regionalen Sozialdienst ausgesprochen hatten, unterstützte die BFH die Sozialbehörden und die Leitung bei der Planung der Übertragung der Fälle (Dossiers) und des Personals. 2014 wurde schliesslich in enger Zusammenarbeit mit dem Leiter des Sozialdienstes ein detailliertes Betriebskonzept erarbeitet. Dazu gehören etwa ein Einführungskonzept für neue Mitarbeitende, ein Konzept für die Fallsteuerung, die Regelung der Zusammenarbeit zwischen Sozialarbeitenden und Sachbearbeitenden, die Definition der Kernprozesse und des internen Fachaustausches.

Der Regionale Sozialdienst Untere Emme hat im Januar 2015 seinen Betrieb aufgenommen. Er ist im Vergleich zu 2012 mehr als doppelt so gross. 13 Mitarbeitende plus zwei Auszubildende versorgen nun 14 000 Einwohnerinnen und Einwohner in den Gemeinden Bätterkinden, Kirchberg, Utzenstorf, Wiler und Zielebach mit Dienstleistungen in Sozialhilfe und Kindes- und Erwachsenenschutz.

Organisationsentwicklung und -beratung für Soziale Dienste:
Die BFH unterstützt Politik, Behörden und Verantwortliche mit massgeschneiderten Dienstleistungen in sämtlichen Organisationsfragen. Wir stützen uns dabei auf aktuelles theoretisches und empirisches Wissen, kennen aber auch die Anliegen und Bedürfnisse der Praxis.

Kontakt:
Prof. Daniel Iseli, daniel.iseli@bfh.ch,
Telefon +41 31 848 36 64

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema strategisches und operatives Management sowie Führung		
Verantwortung für die offene Kinder- und Jugendarbeit in der Gemeinde. Was heisst das?	4. und 11. Mai 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-23
Fachkurs Führung von Sozialarbeitenden [neu]	August bis November 2015	K-MAN-4
Fachkurs Konfliktmanagement	Oktober 2015 bis Juni 2016	K-MED-55
Projektmanagement	10./11. März und 9./10. Juni 2016, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-11
Kurse zum Thema Schulsozialarbeit		
Beziehungen – Liebe – Sexualität	4. Mai 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SSA-3
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	6./7. Mai 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-EKS-9
Prozessgestaltung von Familienberatung in der Schulsozialarbeit	19./20. Mai 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SSA-1
Schulsozialarbeit in Kindergarten und Unterstufe [neu]	8./9. Juni 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SSA-4
Einführung in die Schulsozialarbeit	August bis November 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SPE-16
Neue Medien in der Schulsozialarbeit und Jugendarbeit [neu]	14. September 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SSA-5
Vielfalt an Schulen als Ressource (an-)erkennen und einsetzen [neu]	22./23./24. Oktober 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SSA-6
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Change Management	nächster Start Frühling 2016	C-SOZ-7
CAS Führungskompetenzen	August 2015 bis Juni 2016	C-SOZ-3
CAS Konfliktmanagement	Einstieg mit dem Fachkurs Konfliktmanagement	C-SOZ-8
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Integratives Management	Einstieg mit jedem CAS-Studiengang möglich	M-MAN-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung CAS Führungskompetenzen	5. Mai 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-MAN-4
Infoveranstaltung CAS Change Management, CAS Führungskompetenzen, MAS Integratives Management	1. September 2015, 17.30–19.00 Uhr	IW-MAN-5

soziale-arbeit.bfh.ch

Psychische Probleme
– Herausforderungen in der Sozialen Sicherheit

Prof. Simone Küng
Dozentin
simone.kueng@bfh.ch

Aktuelle Studien belegen, dass die Anzahl Personen mit psychischen Belastungen im System der Sozialen Sicherheit deutlich gestiegen ist. Besonders betroffen sind Jugendliche. Wo liegen die Ursachen und welche Möglichkeiten gibt es, um die Arbeitsmarktteilhabe der Betroffenen zu fördern und zu erhalten? Die BFH nimmt sich des Themas Ende August im Rahmen einer Tagung an.

In modernen westlichen Gesellschaften verändern sich soziale Beziehungen tiefgreifend: Wo früher auf familiäre und nachbarschaftliche Stützsysteme zurückgegriffen werden konnte, ist das Individuum heute zunehmend auf sich alleine gestellt oder auf staatlich organisierte und finanzierte Hilfsangebote angewiesen. Partnerschaftliche Beziehungen brechen öfter und nach kürzerer Zeit wieder auseinander.

Das traditionelle Rollenverständnis ist mehrheitlich durch ein Doppelverdiener-Modell abgelöst worden. Gut ausgebildete Frauen und Männer stehen vor der langfristigen Herausforderung, das Familienleben mit dem Beruf und den Karriereplänen in einer für sie idealen Form zu vereinbaren. Der moderne Mensch steht im Zeichen der steten Auseinandersetzung mit den Ansprüchen, die von seinem privaten und beruflichen Umfeld an ihn gestellt werden.

Stress und hoher Erwartungsdruck

Während man früher nicht selten von der Berufslehre bis zur Pensionierung einem Betrieb und Patron Loyalität bewies und dafür auch in schwierigen Zeiten mitgetragen wurde, sind für die heutige Arbeitswelt zunehmender Stress und Leistungsfähigkeit kennzeichnend. Gefragt sind Arbeitnehmende mit hohen beruflichen Qualifikationen, die sich ein Berufsleben lang weiterbilden, sich durch Flexibilität und hohe Eigenmotivation auszeichnen.

Solange das Individuum diese Anforderungen des Arbeitsmarktes erfüllen oder gar übertreffen kann, wird mit Arbeit häufig eine positive, befriedigende Tätigkeit verbunden. In diesem Sinn stellt Arbeit ein gesichertes Einkommen dar, bietet eine Tagesstruktur und ist mit einem gewissen sozialen Status verbunden.

Aus der sozialepidemiologischen Forschung ist bekannt, dass die soziale Stellung von Menschen mit psychischen Erkrankungen sowohl Ursache wie Folge der Erkrankung sein kann (Richter 2014). Längst nicht alle Menschen können mit dem hohen Erwartungsdruck mithalten, vielleicht auch weil sie aufgrund einer bereits bestehenden körperlichen oder psychischen Beeinträchtigung nicht gleich leistungsfähig sind wie ihre Kolleginnen und Kollegen.

Auswirkungen auf Arbeitsmarkt und Sozialsystem

Psychische Störungen führen zu verringerter Leistungsfähigkeit und Arbeitsproduktivität, zum Beispiel in Form von häufigen Fehlzeiten. Oft wird es seitens Arbeitgeber verpasst, frühzeitig professionelle Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Diese Situation führt nicht selten zu einer Auflösung des Arbeitsverhältnisses. In den letzten Jahren konnte denn auch eine deutliche Zunahme der Personen mit psychischen Krankheiten in den Systemen der Sozialen Sicherheit festgestellt werden.

Eine Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) aus dem Jahr 2014 beziffert die wirtschaftlichen Kosten, die durch psychische Erkrankungen für die Schweiz entstehen (Arbeitsausfälle, Sozialausgaben und Gesundheitskosten) mit 3,2 Prozent des BIP als hoch. Die OECD stellt der Schweiz bezüglich Arbeitsmarktlage, Gesundheits- und Bildungssystem zwar ein gutes Zeugnis aus. Aus institutioneller Sicht wäre grundsätzlich eine Basis vorhanden, um die Integration von psychisch belasteten Personen in den Arbeitsmarkt zu unterstützen oder den Übergang von der Schule in die Arbeitswelt zu begleiten. Die Zahlen zeigen jedoch, dass Nachholbedarf besteht.

Die Arbeitslosenquote liegt bei Personen mit psychischen Beeinträchtigungen dreimal über dem Durchschnitt. Auch die Beschäftigungsquote ist niedriger. Beobachtet werden kann eine kontinuierliche Verschiebung von Arbeitslosenunterstützung in Invalidenrenten und Sozialhilfezahlungen. 2010 führte die Invalidenversicherung (IV) 40 Prozent der Neuberentungen auf die Gruppe psychisch Erkrankter zurück, obwohl insge-

samt die Zahl der Neubezüger nach den IV-Revisionen zurückging (OECD 2014: 15). Bei der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen geht über die Hälfte der Neurenten auf psychische Ursachen zurück (54,3 Prozent). Die Gruppe der 25- bis 29-Jährigen macht mit 71,4 Prozent gar den höchsten Anteil aus (Obsan 2012: 66). Dies sind beunruhigende Zahlen.

Eine in der «impuls»-Ausgabe 2/2014 vorgestellte Verlaufsstudie von Fluder et al. (2013) zeigt eindrücklich den langen Weg von psychisch erkrankten Personen im System der Sozialen Sicherheit auf. Dazu wurden die der IV-Rente vorgelagerten Sozialleistungsbezüge von neuen Rentenbeziehenden untersucht. 46 Prozent derjenigen Personen, die eine Neurente erhielten, bezogen vorgängig Leistungen der Arbeitslosenversicherung und/oder der Sozialhilfe.

Personen mit psychischen Beeinträchtigungen beziehen überdurchschnittlich oft Sozialhilfe, bevor eine IV-Rente gesprochen wird. Dies ist auch auf den Umstand zurückzuführen, dass die IV seit den Reformen eine strengere Praxis in Bezug auf psychische Probleme kennt und der Druck auf die Sozialhilfe zugenommen hat. Während längerer Zeit durchlaufen psychisch Erkrankte einen Prozess schleichender beruflicher Desintegration mit häufigeren Erwerbsunterbrüchen (Fluder et al. 2013). Oft verstreicht viel ungenutzte und wertvolle Zeit, bis schliesslich eine IV-Rentenzusage erfolgt und damit eine berufliche Integration bereits in den Hintergrund gerückt ist.

Angesichts der grossen Zahl junger Erwachsener mit psychischen Krankheiten in der IV sind verschiedene Anreize zu schaffen und breite Sensibilisierungsmassnahmen für alle beteiligten Akteuren an den diversen Schnittstellen zu treffen, um die berufliche Integration erfolgreich und nachhaltig zu unterstützen. Bänzinger und Götz (2012) etwa weisen darauf hin, dass medizinische Diagnosen (zu oft in Form von Pathologisierung) weitreichende Folgen für junge Erwachsene haben können. Statt einer Defizitorientierung plädieren sie für eine ressourcenorientierte Unterstützung und Sensibilisierung der Ärzteschaft.

Beratung von psychisch Erkrankten als Herausforderung

Die meisten Fachleute in der Sozialen Arbeit, insbesondere auf den Sozialämtern, sind sich bewusst, dass psychische Erkrankungen unter ihren Klientinnen und Klienten immer häufiger vorkommen. Täglich sind sie herausgefordert, Menschen mit psychischen Problemen kompetent zu beraten und ihre soziale und berufliche Integration zu unterstützen – unter dem sozialpolitischen Druck steigender Kosten in der Sozialhilfe. Eine solche kompetente Beratung erfordert ein gutes Verständnis für psychische Probleme und Störungen sowie geeignete Methoden und Techniken im Umgang mit dieser Zielgruppe. ●

Literatur:
- Bänziger, Oskar & Gölz, Barbara (2011): Junge Erwachsene mit psychischer Behinderung und ihr Berufseinstieg. Ausserordentliche IV-Rente – ein fragwürdiger Anreiz. EMBA-Masterarbeit am Institut für Betriebswirtschaftslehre der Universität Zürich.
- Fluder, Robert; Salzgeber, Renate & Fritschi, Tobias (2013): Verläufe und Profile von neuen IV-Rentenbeziehenden. Analyse anhand der SHIVALV-Daten 2005–2010. Beiträge zur Sozialen Sicherheit, Forschungsbericht 10/13.
- OECD (2014): Mental Health and Work: Switzerland. Paris: OECD Publishing.
- Richter, Dirk (2014): Sozialer Ausschuss als Folge einer psychischen Erkrankung. Psychische Pflege heute, 20, 91–95.
- Schuler, Daniela & Burla, Laila (2012): Psychische Gesundheit in der Schweiz. Monitoring 2012 (Obsan Bericht 52). Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium.

Tagung: Menschen mit psychischen Problemen im System der Sozialen Sicherheit

Die BFH nähert sich an ihrer Tagung am 25. August 2015 dem Thema aus verschiedenen Blickrichtungen: Am Vormittag werden die im Artikel dargestellten Zusammenhänge aus einem gesundheitssoziologischen Blickwinkel vertieft und die Herausforderungen im System der Sozialen Sicherheit beleuchtet.

Am Nachmittag wird der Fokus auf das sozialarbeiterische Handeln gelegt. Dabei geht es um folgende Fragen: Wie gelingt es, die Handlungskompetenzen von Klientinnen und Klienten und deren Einbindung ins soziale Umfeld zu stärken? Was sind erfolgreiche Projekte und Strategien in diesem Bereich? Wie können Fachpersonen der Sozialen Arbeit in scheinbar aussichtslosen Situationen intervenieren?

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: T-SOZ-11

Kursangebot

Beratung von Menschen mit psychischen Problemen in der Sozialhilfe
24./25. September 2015

Informationen und Anmeldung
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: K-SOZ-27

Aktuelles

Forschung

Neues COST-Projekt: Zusammenarbeit in der Sozialhilfe

Wie funktioniert die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Diensten der sozialen Grundversorgung im Hinblick auf die arbeitsmarktliche und gesellschaftliche Integration von Sozialhilfebeziehenden? Unterscheiden sich die Zusammenarbeitsformen je nach kantonalem und regionalem Kontext des Sozialdienstes? Diese Fragen stehen im Zentrum des seit Anfang 2015 laufenden Projekts «Zusammenarbeit in der Sozialhilfe». Die Untersuchung basiert auf Befragungen von Klientinnen und Klienten sowie deren Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern in verschiedenen Sozialdiensten der Kantone Bern und Zürich. Pro Kanton sollen ca. 80 bis 120 Personen in die Untersuchung einbezogen werden. Der Fokus liegt auf Personen, die seit längerer Zeit im Sozialhilfebezug sind. Projektpartnerin ist die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (SKOS), die insbesondere auch den Austausch mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Sozialhilfepraxis (Sozialdienste, Sozialarbeitende, kantonale Stellen der interinstitutionellen Zusammenarbeit) sicherstellt. Finanziert wird das Projekt vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) im Rahmen der COST-Aktion «Social Services, Welfare State and Places».

Wie kann das Potenzial von vorläufig Aufgenommenen und Flüchtlingen systematisch erfasst werden?

Das Staatssekretariat für Migration hat der BFH und der Firma socialdesign ag den Auftrag erteilt, zusammen «Instrumente zur Kompetenzerfassung und Potenzialabklärung bei vorläufig Aufgenommenen und Flüchtlingen» zu entwickeln. Ziel ist es, die berufliche und soziale Integration von Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen in den Kantonen nachhaltig zu fördern.

Das Projektteam prüft im Rahmen der Studie, welche Instrumente zur Kompetenzerfassung und Potenzialabklärung im Bereich der beruflichen und sozialen Integration in den Kantonen bereits bestehen. Im Anschluss daran wird ein zielgruppenspezifischer Anforderungskatalog an eine Potenzialabklärung entwickelt. Dieser wird in einem Rahmenkonzept festgehalten und enthält Möglichkeiten der Prozessgestaltung, die abzuklärenden Inhalte und die anwendbaren Methoden.

Weiterbildung

Neues Weiterbildungsangebot zur Sozialen Sicherheit

Das System der Sozialen Sicherheit steht vor neuen und spannenden Herausforderungen. Es gilt, Antworten zu finden auf die sich wandelnden Lebens- und Erwerbsformen. Für Fachpersonen in diesem Bereich hat dies Folgen: Sie müssen über ein vertieftes Wissen über das Zusammenspiel der einzelnen Systeme der Sozialen Sicherheit verfügen. Und sie müssen in der Lage sein, dieses Wissen zu nutzen, indem sie zum Beispiel Leistungen erschliessen oder Menschen fundiert beraten können.

Bei der Konzipierung der Angebote stellt sich auch die BFH dem Wandel und den neuen Herausforderungen. Aus diesem Grund sind nebst dem bewährten Programm neue Weiterbildungsangebote entstanden. Der neue CAS-Studiengang Soziale Arbeit im sozialen Sicherungssystem ist modular aufgebaut: Aus fünf verschiedenen Fachkursen können Teilnehmende diejenigen drei Kurse auswählen, die für sie besonders interessant sind. Dabei ist es möglich, einen individuellen Schwerpunkt zu setzen, sei es in der Beratung, im rechtlichen Bereich oder in der Sozialhilfe.

Weitere Informationen und Anmeldung:
soziale-arbeit.bfh.ch, Web-Code: C-SOZ-9

Call for papers – 2. Nationale Tagung Gesundheit & Armut 2016

Gesundheit ist in der Gesellschaft ungleich verteilt. Sozial benachteiligte Menschen haben geringere Chancen, ein gesundes Leben zu führen – auch in der Schweiz. Auf der Suche nach Ursachen und Lösungsansätzen werden an der Tagung Gesundheit & Armut vom 24. Juni 2016 Themen rund um die Förderung der gesundheitlichen Chancengleichheit diskutiert. Für die Tagung werden Forschungs- oder Praxisprojekte gesucht, die sich mit Fragen zur Gesundheit von armutsbetroffenen Personen und zur gesundheitlichen Ungleichheit auseinandersetzen.

Mehr Informationen sowie den Call for papers finden Sie unter soziale-arbeit.bfh.ch/gesundheit. Eingabefrist ist der 30. September 2015.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Sozialhilfe		
Fachkurs Sozialhilfe	Mai bis Juni 2015	K-SOZ-22
Fachkurs Arbeitsintegration [neu]	Mai bis Juni 2015	K-SOZ-28
Fachkurs Methodisches Handeln mit spezifischen Klientengruppen in der Sozialhilfe	August bis November 2015	K-SOZ-26
Beratung junge Erwachsene in der Sozialhilfe	27./28. August 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-2
Beratung von Menschen mit psychischen Problemen in der Sozialhilfe	24./25. September 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-27
Beratung von Menschen mit Migrationshintergrund in der Sozialhilfe	21./22. Oktober 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-29
Arbeit mit Kindern und Familien in der Sozialhilfe	25./26. November 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-30
Kurse zum Thema Sozialversicherung		
Sozialversicherungsrecht	3./4. und 24./25. November 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-REC-1
Fachkurs Sozialversicherungsrecht [neu]	Juni bis Dezember 2016	K-SVE-2
Kurse zum Thema Opferhilfe		
Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	22./23. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-33
Sozialversicherungs- und Haftpflichtrecht bei Gewaltdelikten	26. Oktober 2015, 8.30–13.00 Uhr	K-OH-4
Fachkurs Opferhilfe	Januar bis September 2016	K-SPE-1
Kurse zum Thema Sozialpolitik		
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Region Thun und Berner Oberland	7. Mai 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SOZ-10
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Regionen Bern Mittelland, Seeland, Oberaargau/Emmental	10. und 17. Juni 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-11
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern	21. August 2015, 8.45–17.15 Uhr	K-SOZ-8
Vertiefungskurs 1: Kontrolle und Controlling durch die Sozialbehörde	10. März 2016, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-14
Vertiefungskurs 2: Kosteneffizienz in der Sozialhilfe im Rahmen des Bonus-Malus-Systems [neu]	1. Juni 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-15
Vertiefungskurs 3: Strategische Sozialplanung in der Gemeinde durch die Sozialbehörde	5. November 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-16
Vertiefungskurs 4: Interne und externe Kommunikation der Sozialbehörde	10. November 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-17
Verantwortung für die offene Kinder- und Jugendarbeit in der Gemeinde. Was heisst das?	4. und 11. Mai 2015, 17.00–20.15 Uhr	K-SOZ-23
Kurse für Sachbearbeitende		
Sozialversicherungskenntnisse für Sachbearbeitende	25./26./27. August 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-ADM-2
Fachkurs Sachbearbeitung in sozialen Dienstleistungsorganisationen	November 2015 bis April 2016	K-ADM-4
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Opferhilfe	Beginn mit jedem Fachkurs Opferhilfe	C-SPE-1
CAS Soziale Sicherheit	März bis Dezember 2015	C-REC-2
CAS Soziale Arbeit im sozialen Sicherungssystem [neu]	Start jederzeit möglich	C-SOZ-9
Tagung		
Menschen mit psychischen Problemen im System der Sozialen Sicherheit	25. August 2015, 8.30–16.30 Uhr	T-SOZ-11

soziale-arbeit.bfh.ch

Ein Leben für die Kunst

Bettina Hübscher Ritler
Absolventin des CAS Altern im gesellschaftlichen Kontext am Institut Alter
Lic. phil. I, Sozialwissenschaftlerin
huebscher.bettina@bluewin.ch

Künstlertum ist eine Lebensberufung. Das Bedürfnis, sich auszudrücken und Neues zu schaffen, hält an bis ins hohe Alter. Künstlerinnen und Künstler können gerade in ihren späten Jahren enorm produktiv und kreativ sein. Dies bestätigt eine an der BFH durchgeführte Studie.

Betritt man das Atelier der 80-jährigen Berner Künstlerin Ruth Burri, tritt man ein in ein Reich von Farben und Formen. Die Räume sind bevölkert von Fabelwesen, Phantasieobjekten und grossformatigen Bildern. «Meine Kunst lässt sich nicht einordnen. Manche meinen, es sei Art brut (Sammelbegriff für autodidaktische Kunst von Laien, Anm. d. Red.). Das ist mir egal. Ich habe einfach immer gemacht, was mir Freude bereitet hat», berichtet Ruth Burri. Sie lässt sich nicht einordnen oder schubladisieren, sie geht, wie sie es ihr Leben lang getan hat, ihren eigenen Weg und steckt immer noch voller Ideen. «Ich stelle laufend aus und arbeite immer weiter. Das ist mir wichtig, das habe ich immer getan.»

Die Basler Malerin Doris Michel ist einen anderen Weg gegangen. Jahrzehntelang war sie als Hausfrau und Mutter nebenberuflich künstlerisch tätig, bildete sich laufend weiter und dann endlich – an ihrem 50. Geburtstag – hatte sie ihre erste Ausstellung. Es folgten 20 Jahre beharrlicher Arbeit am eigenen Stil, kämpfen um Ausstellungsmöglichkeiten, auch immer wieder hadern und zweifeln, Erfolgserlebnisse und Durststrecken. Heute, mit 72 Jahren, ist sie so aktiv wie nie zuvor. In den nächsten Jahren stehen das Organisieren von neuen Ausstellungen und das Experimentieren mit neuen Techniken an. «Ich lasse es fliessen», meint die Künstlerin, die voller Pläne steckt.

Künstlertum kennt kein Alter

So wie Ruth Burri und Doris Michel erleben viele Künstlerinnen im Alter eine Phase der Kreativität und Schaffenskraft. «Es ist die Kunst jaja, die macht mich immer jünger, sie macht den Geist erst hungrig und dann satt.» So rezitierte die 73-jährige österreichische Malerin Maria Lassnig in ihrer «Kantate». Sie war 61 Jahre alt, als sie an der Hochschule für Kunst in Wien eine Professur erhielt. Dies war die späte Anerkennung für das Schaffen einer expressiven, mutigen Einzelgängerin, die jahrzehntelang unbeirrt ihren Weg ging – allerdings ohne öffentliche Anerkennung zu erhalten. Der Erfolg kam sehr spät im Leben von Maria Lassnig. Erst ab ihrem 60. Lebensjahr wurde sie von der Öffentlichkeit wahrgenommen und gewürdigt. 94-jährig starb sie und hinterliess ein umfangreiches Alterswerk.

Maria Lassnig ist bei weitem kein Einzelfall. Die Kunstwissenschaftlerin Hanna Gagel porträtierte in ihrem Buch «So viel Energie» bekannte Exponentinnen der Moderne. Meret Oppenheim, Georgia O'Keefe, Käthe Kollwitz und andere Berühmtheiten erstaunen und erfreuen die Leserin oder den Leser mit ihrer Biografie, denn es zeigt sich: Zahlreiche Künstlerinnen erreichten im dritten Lebensabschnitt den Zenit ihres Schaffens. Nicki de Saint Phalle schuf nach 50 den bekannten Tarotgarten, der ihr Lebenswerk werden sollte.

Alte Fesseln lösen

Die Bildhauerin Louis Bourgeois setzte sich im Alter von 83 Jahren mit ihrer Kindheit auseinander und schuf eine Reihe monumentaler Objekte, übergrosse Spinnen,

Doris Michel, «Rote Frau», 2011

Ruth Burri, «Augenblicke», 2009

die ihre Mutter verkörperten. Mit 95 Jahren konstatierte sie, alles gründe in ihrer Kindheit, sie habe ein Künstlerinnenleben lang ihre schöpferischen Impulse aus dieser Lebensphase gezogen.

Das Sich-Zurückbesinnen auf frühe Erfahrungen, auch das Verarbeiten von Traumata, Kränkungen und Ängsten ist ein immer wieder auftauchendes Motiv im Schaffen von reifen Künstlerinnen. Häufig war die Trennung von einem Lebenspartner Auslöser für neue Aktivität. Die amerikanische Malerin Georgia O'Keefe verliess in ihren Vierzigern ihren Lebenspartner, den Fotografen Alfred Stieglitz, und arbeitete alleine an ihren Werken. Nicki de Saint Phalle hatte sich drei Jahre vor Beginn ihrer monumentalen Arbeit am Tarotgarten vom Künstler Jean Tinguely scheiden lassen, da war sie 47-jährig. Die Künstlerin Lee Krasner verlor ihren Lebenspartner, den Künstler Jackson Pollock, als sie 48-jährig war. Der labile Künstler hatte Suizid begangen. Sie trat nun aus seinem Schatten und erlebte ebenfalls eine intensive kreative Phase.

Waren die jungen Jahre und das mittlere Erwachsenenalter der Künstlerinnen häufig geprägt von Unruhe, materiellen Schwierigkeiten und dem Kämpfen um Anerkennung, so bot das Alter neue Freiheiten. Sich zurückzuziehen ins Atelier, einen Raum für sich alleine zu haben oder auch die Freiheit, zu reisen und sich in der Auseinandersetzung mit der Welt zu wandeln und zu häuten, gab einigen Künstlerinnen die Kraft, über sich hinauszuwachsen.

Schweizer Malerinnen

In einer Studie, welche im Rahmen des CAS Altern im gesellschaftlichen Kontext verfasst wurde, untersuchte die Autorin dieses Artikels, wie Schweizer Malerinnen ihren dritten Lebensabschnitt künstlerisch und persönlich gestalten und erfahren. Dazu wurden mit drei Malerinnen zwischen 66 und 79 Jahren Gespräche über ihr Leben als Künstlerin geführt. Alle drei bestätigten das von Gagel skizzierte Bild des weiblichen Künstlertums im Alter. Sie waren aktiv, zufrieden, kreativ und hatten noch viele Ideen und Projekte, die sie unbedingt umsetzen wollten. So sagte eine Künstlerin: «Ich glaube, ich habe noch nie so intensiv gelebt, auf eine persönliche Art wie jetzt. Mein Zimmer auf meine ganz persönliche Art einzurichten, das steht jetzt an.» ●

Hübscher Ritler, B. (2014): Von Wachstum und Reife – die künstlerische und persönliche Entwicklung von Malerinnen in der dritten Lebensphase. Unveröffentlichte Zertifikatsarbeit, verfasst im Rahmen des CAS-Studiengangs Altern im gesellschaftlichen Kontext am Institut Alter der Berner Fachhochschule BFH.

Die Zertifikatsarbeit von Bettina Hübscher Ritler kann am Institut Alter ausgeliehen werden: Schreiben Sie eine Mail an barbara.klaefiger@bfh.ch.

Weitere Quellen:
- Gagel, H. (2005): So viel Energie. Künstlerinnen in der dritten Lebensphase. Berlin: AvivA Verlag.
- Maria Lassnig: «Kantate» www.youtube.com/watch?v=4sDSZ9GwnCE
- Maria Lassnig: Interview 2009 www.youtube.com/watch?v=ucgovs7VPmk
- Website von Ruth Burri: www.ruth-burri.ch
- Website von Doris Michel: www.dorismichel-art.ch

Frau Pflegerin kann auch ein Mann sein

Karen Torben-Nielsen
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
karen.torben@bfh.ch

Prof. Dr. Jonathan Bennett
Dozent
jonathan.bennett@bfh.ch

Welche Rolle spielt es für die Bewohnerinnen und Bewohner eines Pflege- und Altersheims, dass sie fast nie von Männern, sondern fast immer von Frauen gepflegt werden? Pflegen Männer anders? Und welches Geschlecht wird von den Bewohnerinnen und Bewohnern bevorzugt? Die BFH geht dem Thema «Männer in der Langzeitpflege» mit einem Forschungsprojekt auf den Grund.

«Müssen wirklich Sie das Bett machen?», werden männliche Pflegende gefragt. Und die weiblichen Pflegenden: «Sind Sie in der Lage Blut abzunehmen?» In den Schweizer Pflege- und Altersheimen haben manche Bewohnende traditionelle Vorstellungen über die Rollenverteilung von Männern und Frauen. Pflegende nehmen deshalb in ihrem Arbeitsalltag wahr, dass ihnen die Bewohnenden je nach Geschlecht unterschiedliche Fähigkeiten und Kompetenzen zuschreiben. So kann es beispielsweise bei der Intimpflege vorkommen, dass männliche Pflegende aufgrund ihres Geschlechts abgelehnt werden.

Vertrauen gewinnen

Viele Schwierigkeiten lassen sich aber durch den Aufbau einer guten Beziehung lösen, wie erste Resultate der Studie «Männer in der Langzeitpflege» des Instituts Alter zeigen. Den meisten Bewohnerinnen und Bewohnern ist vor allem wichtig, dass die Pflegenden kompetent und respektvoll sind. Und die Bewohnenden, die sich klar für die Pflege durch eine gleichgeschlechtliche Pflegeperson aussprechen, akzeptieren manchmal auch Pflegeleistungen durch das andere Geschlecht, wenn die Person einmal ihr Vertrauen gewonnen hat.

Bei den Pflegenden wird das Fundament für eine offene Haltung zum Teil bereits in der Ausbildung gelegt. Deshalb untersucht das Forschungsteam in der nächsten Phase des Projektes, wie Lehrpersonen in verschiedenen schweizerischen Pflegebildungsinstitutionen das Thema «Gender» im Unterricht einbringen und welche Wichtigkeit sie diesem Thema beimessen. ●

Ein handlungsorientierter Leitfaden als Ziel

Das Forschungsprojekt «Männer in der Langzeitpflege» prüft, inwiefern geschlechtsspezifische Bedürfnisse in den Schweizer Pflege- und Altersheimen berücksichtigt werden. Dies geschieht mittels 20 qualitativen Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern, vier Workshops mit Pflegenden und einer Online-Befragung von Lehrpersonen in der Pflegeausbildung. Aus den Ergebnissen wird Ende 2015 ein handlungsorientierter Leitfaden «Gender in der Langzeitpflege» entwickelt.

Das Projekt wird gefördert durch das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI). Nebst der BFH sind CURAVIVA Schweiz (Stabstelle Berufsbildung), das Berner Bildungszentrum Pflege und das Bildungszentrum Gesundheit und Soziales in Chur als Praxispartner beteiligt.

Persönliches Zeugnis

Ein junger Pflegefachmann aus Safenwil erzählt von seinen Erfahrungen mit Bewohnenden eines Alters- und Pflegezentrums.

«Die Leute freuen sich, einen Mann zu sehen»

Manchmal, wenn er das Zimmer eines Ehepaares betritt und die Frau pflegt, sieht er dem Ehemann an, dass ihm dies nicht ganz geheuer ist. Ein bisschen Eifersucht sei auch nach so vielen Ehejahren noch immer vorhanden. «Aber die meisten Bewohnenden freuen sich, wenn sie mal einen jungen Mann in der Pflege sehen», sagt David Tanner.

Obwohl die meisten seiner Studienkolleginnen und -kollegen nach der Pflegeausbildung einen Job im Akutbereich gewählt haben, entschied sich David Tanner für die Langzeitpflege. «Als junger Mann bin ich dort eher ein Exot», sagt er. Dennoch war für ihn klar, dass er lieber in einem Bereich arbeitet, in dem lang andauernde Beziehungen zu Menschen aufgebaut werden können. «Manche Bewohnende, die wir über Jahre hinweg begleiten, sehen wir fast öfter als die eigene Partnerin, den eigenen Partner oder die Eltern», sagt Tanner.

Dies ändert aber nichts daran, dass bei den Bewohnenden, vor allem den Frauen, auch Scham eine Rolle spielen kann. «Manche Bewohnerinnen reagieren zuerst distanziert, wenn ich sie pflegen will. Hinterher hört man dann, dass sie sich bei einer weiblichen Pflegenden wohler fühlen. Wenn die Teamzusammensetzung es zulässt, versuchen wir auf solche Wünsche einzugehen.»

Das Pflegeteam selber schätzt die Anwesenheit von Männern im Team. «Meine Kolleginnen fragen mich manchmal, wie ich etwas machen würde. Oder sie fragen mich, ob ich für sie einspringen kann, wenn sich bestimmte Bewohner gegenüber Frauen schwierig verhalten.»

Die erhöhte Komplexität durch Multimorbidität oder auch die verschiedenen Krankheitsbilder machen die Arbeit in der Langzeitpflege herausfordernd. Von seiner Entscheidung ist David Tanner aber noch immer überzeugt. «Viele junge Pflegende brauchen die Action im Akutbereich. Auch ich fand dies während meiner Ausbildung sehr wertvoll und spannend. Nun setze ich aber mehr auf die langfristige Beziehungspflege.»

David Tanner (24) ist Fachmann Gesundheit und arbeitete bis vor Kurzem im Alters- und Pflegezentrum Rondo in Safenwil (AG).

Menschen mit Demenz profitieren von technisch gestützter Stimulation

In der Gestaltung der Umgebung im Domicil Kompetenzzentrum Demenz Bethlehemacker kommen verschiedenste Technikangebote zum Einsatz – auf innovative Weise. Wie sich diese Angebote auf die Lebensqualität von Menschen mit Demenz auswirken, wurde bislang nur rudimentär untersucht. Daher hat das Domicil Kompetenzzentrum Demenz Bethlehemacker sein Angebot durch die BFH evaluieren lassen.

Prof. Dr. Regula Blaser
Dozentin
regula.blaser@bfh.ch

Daniela Wittwer
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
daniela.wittwer@bfh.ch

Jeanne Berset
Wissenschaftliche Assistentin
jeanne.berset@bfh.ch

Prof. Dr. Stefanie Becker
Leiterin Institut Alter
stefanie.becker@bfh.ch

Angepasste Farbtöne, helles Licht, passende Böden, bewegte Bilder, die Erinnerungen wecken, angenehme Klänge und ein grosszügiger, abwechslungsreicher und jederzeit offener Sinnesgarten – das sind wichtige Elemente des Gestaltungskonzepts des Domicil Kompetenzzentrums Demenz Bethlehmacker. Das Technikangebot ist damit eingebettet in ein ganzheitliches Konzept zur Gestaltung der psychosozialen Umwelt und Umgebung und nimmt darin einen besonderen Stellenwert ein.

Virtuelles Kaminfeuer, Lichtdusche und Schwebeliege

Die Technikangebote sind je Wohnbereich in einem nach zwei Seiten offenen, grosszügigen Raum installiert, der so genannten «Sinnesoase». Eine Sinnesoase ist als Cheminée-Raum mit verschiedenen Sitzgelegenheiten eingerichtet. Auf einem Fernsehbildschirm brennt ein virtuelles Feuer, auf dem Kaminsims stehen Fotografien, in der Nische darunter ist Holz gelagert. Aus der Stereoanlage klingt Musik. Durch eine Lichtdusche kann der Raum je nach Bedarf der Bewohnerinnen und Bewohner in blaues, grünes oder rotes Licht getaucht werden. Neben der Sitzbank leuchten Wassersäulen in verschiedenen Farben.

In einem anderen Wohnbereich ist in der Sinnesoase ein virtuelles BLS-Zugabteil der 1. Klasse eingerichtet. Im «Fenster» laufen Filme von Zugfahrten auf dem Schweizer Schienennetz (vgl. Abbildung 1, Seite 44).

Alternativ können ausserhalb des Zugabteils auf einem Bildschirm andere Filme und Bilder abgespielt werden (z.B. Blumen- oder Landschaftsbilder, Natur- oder Tierfilme). Je nach Bedarf können der Ton zum Film oder andere Musik eingespielt werden. Neben der Sitzbank leuchten ebenfalls Wassersäulen in verschiedenen Farben.

Im dritten Wohnbereich stehen ein Bildschirm zum Abspielen verschiedener Filme und Bilder, eine Musikanlage sowie Wassersäulen zur Verfügung. Zusätzlich wird hier den Bewohnenden ein Wasserbett mit Baldachin zur Nutzung angeboten (vgl. Abbildung 2, Seite 44).

Es gibt drei Entspannungsbäder. Eines davon ist ein Thermospa, eine Schwebeliege, auf die man sich angezogen legen kann und durch die Vibrationen des Wassers am ganzen Körper sanft gewogen und massiert wird. Dazu können je nach Wunsch Musik gehört und bewegte Bilder betrachtet werden.

Abbildung 1: Zugabteil mit BLS 1.-Klasse-Sitzen

Abbildung 2: Wasserbett mit Lichtmuster, Sinnesoase des Wohnbereichs im 2. Stock

Drei Zielgruppen – drei Zugänge zur Wirkungsmessung

Das Institut Alter der BFH hat evaluiert, wie sich dieses technikgestützte Angebot auf das Befinden und auf die Lebensqualität der Bewohnenden auswirkt. Da das Befinden von Menschen mit einer Demenzerkrankung krankheitsbedingt über einen Tagesverlauf, aber auch von Tag zu Tag grösseren Schwankungen unterliegt, wurden für eine möglichst repräsentative Erfassung die Erhebungen zu unterschiedlichen Tageszeiten durchgeführt.

Zu drei Zeitpunkten im Abstand von je sechs Wochen fanden die Erhebungen mit drei Zielgruppen statt (vgl. Tabelle 1). Diese Kombination von Erhebungsinstrumenten und Zielgruppen erlaubte eine breite Evaluation der Wirkung der Technikangebote auf die Lebensqualität der Menschen mit Demenz und deren Bewertung und Akzeptanz durch die Bewohnenden selbst sowie durch ihre Angehörigen und Pflegenden.

Die Zielgruppe der Menschen mit Demenz umfasste zwölf Personen (je vier Personen in drei Wohnbereichen), die mit Einverständnis der Angehörigen beobachtet werden durften, während sie das Technikangebot nutzten.

Zur Zielgruppe der Angehörigen gehören einerseits die Angehörigen der zwölf beobachteten Bewohnenden, mit denen zu jedem Erhebungszeitpunkt leitfadengestützte Interviews durchgeführt wurden, andererseits die Angehörigen der übrigen Bewohnenden, die schriftlich per Fragebogen befragt wurden. Die Zielgruppe der

Tabelle 1: Zielgruppen, Zielgrössen, Methoden und Erhebungsinstrumente

	Menschen mit Demenz		Angehörige		Pflegende	
Zielgrössen	Lebensqualität	Kontakthäufigkeit	Lebensqualität Bewertung		Lebensqualität Bewertung	
Methoden	Qualitative Beobachtung	Quantitative Zählung	Interview	Fragebogen	Beobachtung	Fragebogen
Instrumente	AARS [1]: Mimisches Ausdrucksverhalten	Anzahl Kontakte	Leitfaden	Fragebogen	H.I.L.DE [2]: Beobachtung	Fragebogen

[1] Apparent Affect Rating Scale (Lawton et al. 1999)
[2] Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen (Becker et al. 2011)

Pflegenden füllte für die zwölf beobachteten Bewohnenden zu jedem Beobachtungszeitpunkt das Instrument H.I.L.DE (Becker et al. 2011) und einen schriftlichen Fragebogen aus.

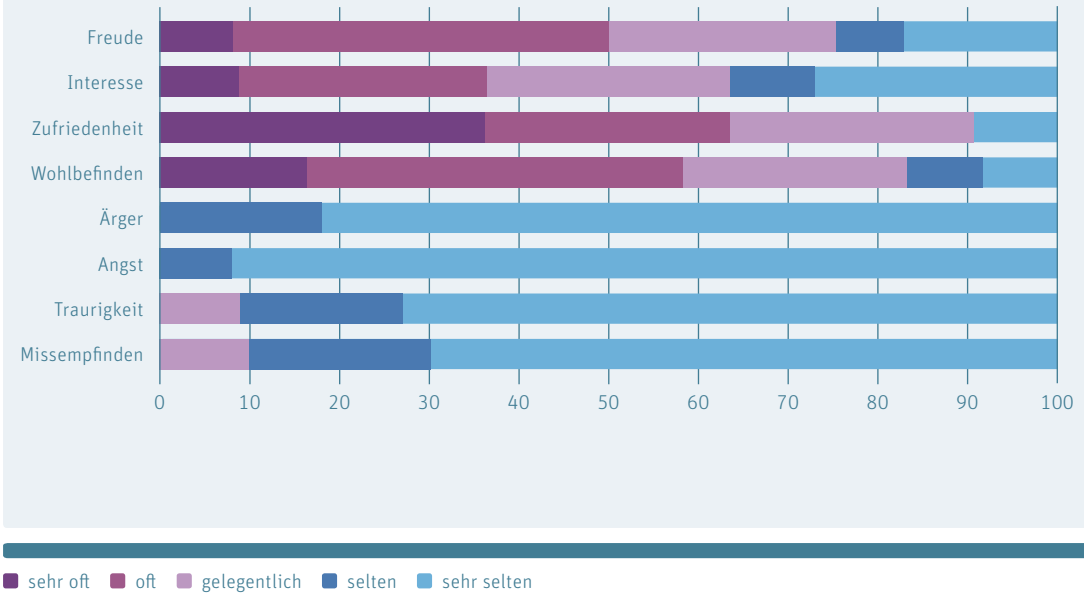
Erinnerungen werden aktiviert

Die Sinnesoasen werden in allen Wohnbereichen rege genutzt. Die auf den verschiedenen Bildschirmen präsentierten virtuellen Realitäten regen Gespräche zwischen den Bewohnenden, aber auch zwischen Bewohnenden und deren Angehörigen oder Pflegenden an. Es wurde beobachtet, dass die Sinnesoasen individuelle biografische Erinnerungen der Bewohnenden aktivieren und positive Emotionen auslösen können. So haben beispielsweise Bewohnende, die auf Bauernhöfen aufgewachsen sind, einen grossen Bezug zu Tier- und Naturfilmen.

Die in den Sinnesoasen gespielte Musik, insbesondere Volksmusik, zeigte einen deutlich beobachtbaren positiven Effekt: Dieser reichte von beschwingtem Wippen, Klatschen und Singen bis zum Tanzen. Die positive Wirkung der technisch unterstützten sensorischen Stimulation war deutlicher beobachtbar bei Menschen, die trotz ihrer Demenzerkrankung fähig waren, am Erlebten teilzuhaben. Je eingeschränkter die Betroffenen darin sind, desto weniger können sie sichtbar durch die Technikangebote erreicht werden.

Die Angehörigen bewerten das Technikangebot zur sensorischen Stimulation überwiegend positiv. Wie häufig sie das Angebot zusammen mit den Bewohnenden nutzen, hängt stark vom Gesundheitszustand und der Mobilität der Personen ab. Sind die Bewohnenden mobil und gesundheitlich dazu in der Lage, verlassen die Angehörigen bei ihren Besuchen zusammen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern häufig das Haus, gehen auf Spaziergänge im hauseigenen Garten oder ausserhalb und machen Ausflüge.

Abbildung 3: Während der Techniknutzung von den Angehörigen beobachtete Emotionen zum ersten Untersuchungszeitpunkt
in Prozent



Angehörige von schwer demenzkranken Bewohnenden bewerten das Angebot zwar positiv, sehen aber keinen Gewinn in der Nutzung, weil der Bewohnende nicht mehr sichtbar darauf reagiert. Am häufigsten wird die Technik von Angehörigen und jenen demenzkranken Bewohnenden genutzt, die noch sichtbar daran teilhaben können, jedoch in ihrer Mobilität eingeschränkt sind. Diese Angehörigen beurteilen die Wirkung der Technikangebote auf das Wohlbefinden und die Emotionalität der Bewohnenden überwiegend positiv (vgl. Abbildung 3, Seite 45). Diese Beurteilung war über die drei Erhebungszeitpunkte weitgehend stabil.

In der Abbildung ist ersichtlich, dass in Bezug auf den Technikeinsatz bei den Menschen mit Demenz positive Emotionen wie Freude, Interesse, Zufriedenheit und Wohlbefinden häufig beobachtet werden. Die negativen Emotionen – Ärger, Angst, Traurigkeit, Missempfinden – hingegen selten oder sehr selten.

Kein Ersatz für menschliche Zuwendung

Die Pflege- und Betreuungspersonen schätzen das Technikangebot vor allem als Bereicherung des Alltags und als sehr gute Möglichkeit zur Aktivierung. Sie äussern allerdings auch den Wunsch nach mehr Zeit zur gemeinsamen Nutzung der Technikangebote mit den demenzkranken Bewohnenden. Da die Bewohnenden durch Mobilitätseinschränkungen das Technikangebot oft nicht selber aufsuchen und es auch nicht selber bedienen können, sind sie in der Nutzung stark auf das Pflege- und Betreuungspersonal angewiesen.

Die wenigen Pflege- und Betreuungspersonen, die weder eine eindeutig positive noch eindeutig negative Einstellung zum Technikangebot haben, begründen dies damit, dass die Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedlich darauf reagieren, auch je nach Tagesform, was keine allgemeinen Aussagen zulasse. Einzelne Pflegende äussern Zweifel an der Eignung von Technik für diese Generation, vielleicht sei es ein passendes Angebot für künftige technik-vertraute Generationen. Vielen Pflege- und Betreuungspersonen war es wichtig zu betonen, dass das Technikangebot aus ihrer Sicht ein Zusatz und keinesfalls ein Ersatz für menschliche Zuwendung ist.

Die Ergebnisse der Evaluationsstudie machen deutlich, dass es zentral ist für einen positiven Effekt solcher technischer Angebote, diese vor dem Hintergrund einer individuellen Betreuung differenziert einzusetzen. So können sie Anregung, Abwechslung, Stimulation bieten und Interaktion, Kommunikation und positive Emotionalität fördern. ●

Literatur:
- Becker, S.; Kaspar, R. & Kruse, A. (2011): H.I.L.DE.: Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen. Bern: Huber Verlag.
- Lawton, M.P., Van Haitsma, K., Perkinson, M. & Ruckdeschel K. (1999): Observed affect and quality of life in dementia: Further affirmations and problems. Journal of Mental Health and Aging, 5, 69–81.

Kommentar

Kritische Reflexion und Diskussion wichtig

Gerade weil Menschen mit Demenz aufgrund ihrer kognitiven Einschränkungen durch eine (unreflektierte und/oder in ihrer Wirkung unkontrollierte) Konfrontation mit virtuellen Welten überfordert werden könnten, sind diese Angebote in der Fachwelt umstritten. Von grosser Wichtigkeit ist deshalb, dass der Umgang mit neuen Technologien diskutiert und immer wieder im Hinblick auf seine Auswirkungen auf die Betroffenen kritisch reflektiert wird. Die Verantwortlichen für die Pflege und Betreuung von Menschen mit Demenz müssen eine ethische Debatte führen, damit sie auch weiterhin die Würde und die Individualität der Betroffenen in angemessener Weise wahren können. Dazu gehört einerseits, pauschale Ablehnungen technischer Anwendungen zu vermeiden, andererseits aber auch deren Einsatz nicht als Patentrezept zu missbrauchen. Letztlich geht es – wie bei allen anderen Interventionen bei Menschen mit Demenz – darum, dass die jeweiligen Hilfsmittel nicht als Ersatz für menschliche Zuneigung und nicht ohne genaue Beobachtung der Reaktion der Betroffenen zum Einsatz kommen dürfen.

Prof. Dr. Stefanie Becker
Leiterin Institut Alter
stefanie.becker@bfh.ch

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Altern und Alter		
Ökologische Gerontologie	14. Oktober 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-35
Bildung im Alter	15. Oktober 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-36
Ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aus soziologischer Sicht	11. November 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-15
Sucht und Sexualität im Alter	11. Dezember 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-17
Kurse zu den Themen Familiale Pflege, Betreuung, Beratung, Bewegungsbasierte Alltagsgestaltung		
Migration und familiale Pflege	18. Mai 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-16
Gewaltfreie Kommunikation im Kontext von familialen Betreuungssituationen	19. Mai und 17. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-9
Sozialversicherungen im Zusammenhang mit Pflege und Betreuung	16. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-6
Support von Freiwilligen: Grundlagen, Konzepte, Standards und Grenzen der Freiwilligenarbeit	23. November 2015, 8.45–16.45 Uhr und 24. November 2015, 8.45–12.15 Uhr	K-A-30
Fachkurse		
Lebensgestaltung in familiären Betreuungssituationen A1	8 Tage, Oktober 2015 bis August 2016	K-A-40
Support für Angehörige und Freiwillige in Betreuungssituationen B1	9 ½ Tage, Januar 2016 bis Juli 2016	K-A-42
Vorkurs für Studiengänge des Institut Alters		
Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten	11. und 26. Juni 2015, 8.45–16.45 Uhr	K-A-55
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Altern im gesellschaftlichen Kontext	Juni 2015 bis Januar 2016	C-A-4
CAS Altern – systemisch betrachtet	Oktober 2015 bis Mai 2016	C-A-3
CAS Pflegende und betreuende Angehörige und Freiwillige unterstützen	Oktober 2015 bis September 2016	C-GER-1
CAS Demenz und Lebensgestaltung – Grundlagen und konzeptionelles Handeln	November 2015 bis November 2016	C-GER-3
CAS Gerontologie als praxisorientierte Wissenschaft	Januar bis September 2016	C-A-5
CAS Grundlagen Bewegungsbasierte Alltagsgestaltung – Befähigen statt helfen bis ins hohe Alter	April 2016 bis April 2017	C-GER-2
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Angehörigen- und Freiwilligen-Support	Oktober 2015 bis September 2017	D-GER-1
DAS Demenz und Lebensgestaltung	November 2015 bis November 2017	D-GER-3
DAS Bewegungsbasierte Alltagsgestaltung – Befähigen statt helfen bis ins hohe Alter	April 2016 bis April 2018	D-GER-2
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Gerontologie – Altern: Lebensgestaltung 50+ **[neu in modularer Form]**	Einstiegsmöglichkeit mit jedem CAS	M-GER-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge des Instituts Alter (in Bern)	23. Juni 2015, 18.15–20.00 Uhr	IW-A-9
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge des Instituts Alter (in Zürich)	6. Juli 2015, 18.15–20.00 Uhr	IW-A-6
Impulsveranstaltung		
TrotzDEM – Mitten im Leben mit einer Demenzdiagnose konfrontiert	19. Juni 2015, 13.30–16.45 Uhr	K-A-56

alter.bfh.ch

Berner Fachhochschule
Fachbereich Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
soziale-arbeit.bfh.ch

Studium
– Bachelor und Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung
– Master, Diploma und Certificate of Advanced Studies
– Kurse
– Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen
– Evaluationen und Gutachten
– Entwicklung und Beratung
– Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung
– Soziale Intervention
– Soziale Organisation
– Soziale Sicherheit